

2018/01



Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

Literarisches Österreich 2018/01
Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

das vorliegende Heft 2018/1 beinhaltet nicht nur – wie alle früheren – Rezensionen der neu herausgegebenen Bücher unserer Mitglieder und Vereinsnachrichten, sondern neue Texte aus deren aktuellen Produktionen.

Der Plan war und ist, den OESV nicht nur über Buchbesprechungen, Artikel zu Jahrestagen und Vereinsnachrichten darzustellen, sondern vor allem über aktuelle Arbeiten als unsere gemeinsame Visitenkarte. Die eingelangten Gedichte, kurzen Erzählungen, Erinnerungen, Ausschnitte aus längeren Arbeiten sowie Dramolette, Satirisches und phantastisch Angehauchtes zeigen ein buntes Bild, wie es zu erwarten war und deutlicher bekannt werden soll.

Auf eine Einsendung möchte ich mich aus gegebenem, traurigen Anlaß beziehen: als der Autor von „Kleiderwechsel“, Erich Sedlak, seinen Text ans Büro sandte, lebte er noch. Knapp danach war er tot. Der kurze Text ist ein letzter Gruß von ihm. Ein anderer Text verlangt besondere Aufmerksamkeit, sozusagen als Gegenpol zum Tod: das Gedicht „Ui“! Meiner liabn Großmutter Rejd der 95-jährigen Herta Ellinger-Michal.

Die Texte wurden in alphabetischer Reihenfolge abgedruckt, gefolgt von der „Werkstatt“, in der Texte, die erst abgeschlossen werden sollen, oder die die Autorinnen und Autoren als noch nicht „fertig“ erachten, zur Diskussion gestellt werden. Daraus könnte sich ein interessanter literarischer Diskurs ergeben, an dem Sie alle, so die Hoffnung, Freude haben werden.

Zuletzt darf ich auf den beiliegenden Zahlschein verweisen. Der Mitgliedsbeitrag ist gleich geblieben: 36 Euro. Daß der Verein an chronischem Geldmangel leidet, ist Ihnen allen nicht neu. Bitte benützen Sie den Zahlschein. Wem € 36.– zu viel sind, möge schicken, was möglich ist. Darüber hinaus werden Spenden dankbar angenommen.

In der Hoffnung, daß Ihnen das Heft in der vorliegenden Form zusagt (Kritik erwünscht!), und in Erwartung Ihrer Texte für das nächste Heft verbleiben ich mit allen guten Wünschen.

Eure Obfrau

Marianne Feiler

Inhalt

Editorial	3
Texte	
Elfriede Bruckmeier, Feuerzauber	6
Elfriede Bruckmeier, Working Girl	7
Zita Eder, Vernichtung	11
Hertha Ellinger-Michal (95), „Ui“! Meiner liabn Großmutter Rejd! (1863-1956)	12
Marianne Gruber, Merkblatt zur Kluppe am Lederband	13
Markus Grundtner, Sonntagsfahrer	15
Max Haberich, Der Adirondack-Express	19
Max Haberich, Rebenblut	26
Bernhard Heinrich, Der Dings	38
Bernhard Heinrich, Eine Geburtstagsüberraschung	42
Bernhard Heinrich, Meinungsumfrage	43
Bernhard Heinrich, Restaurant Alzheimer	46
C. H. Huber, Schatten im Rosa	49
Renate Katzer, Flucht	51
Ernst Kaufmann, Am Rand	52
Erika Kronabitter, Gedicht	55
Walther Menhardt, Ein Mädchen in Sils	55
Heidelore Raab, Oase des Friedens	61
Erich Sedlak, Kleiderwechsel	62
Martin Stankowski, Bildung im Angebot. Ein Minidrama	64
Günther Zäuner, Wien – Wo Persönlichkeiten zu Hause waren	67
Werkstatt	
Christl Greller, Von Tag zu Tag	86
Marianne Gruber, Fragmentarische Anmerkungen	88
Neue Mitglieder	
Katharina Goetze, Hassounas Leben nach dem Tod	92
Markus Grundtner, Ganz unter uns	95
Sarita Jenamani, Friedhof Sankt Marx, Wien	98
Aftab Husain, Von der Sichtweite	99
Constantin Schwab, Das Licht	99

Rezensionen

Neuerscheinung

Rezensent/in

Ewald Baringer, Kinderstube der Fische

Klaus Ebner 103

Etela Farkašová, Herbstfreundschaften

Rosemarie Schulak 105

Max Haberich, Ziegel und Elfenbein

Martin Stankowski 107

Edith Haider, Zwielicht

Matthias Mander 109

Michael Stradal 112

Sarita Jenamani, Inschriften auf Sanddünen/
Inscriptures On Sand Dunes

Rosemarie Schulak 114

Anton Marku, Vizioni Blu/Die blaue Vision

Klaus Ebner 116

Eva Kittelmann, Die Quadratur der Legenden

Rosemarie Schulak 117

Georg Markus, Fundstücke

Wolfgang Groiss 119

Dorothea Nürnberg, Sonnenwind

Elisabeth Schawerda 120

Hans Raimund, Mir hat die Blume Sinn niemals geblüht

Klaus Ebner 122

Elisabeth Schawerda, Diese leichte Trance

Sidonia Gall 123

Erich Sedlak, Das rote Pentagramm

Michael Stradal 125

Petra Sela, Literarisches Menü

Ingeborg K. Hoflehner 127

Clementine Skorpil, Langer Marsch

Elfriede Bruckmeier 128

Martin Stankowski, Vom Ganzen des Glücks: Eine dritte Partie

Dorothea Nürnberg 129

Michael Stradal, Weidfraus Tod

Ernst Kaufmann 132

Joseph P. Strelka, Hans Habe

Matthias Mander 134

Bosko Tomasevic, Besinnung

Ewald Baringer 138

Diana Wiedra, Liebe

Ewald Baringer 139

Hannes Vyoral, jahrland

Brigitte Pixner 140

Günther J. Wolf, Unter uns gesagt

Martin Stankowski 142

Günther Zäuner, Krimi auf Rädern

Bernhard Heinrich 144

Jahrestage

Friedrich Hölderlin (1770 – 1843)

Martin Stankowski 147

Adalbert Stifter (1805 – 1868)

Rosemarie Schulak 149

Frank Wedekind (1864 – 1918)

Max Haberich 152

Aus dem Kreise der Mitglieder

Jubiläen, Auszeichnungen und Ehrungen, Abschiede

155

Nachruf Eleonore Zuzak

Sidonia Gall 156

Aus dem Verbandsbüro

159

Impressum

160

Texte

Elfriede Bruckmeier

Feuerzauber

Im Leben jedes Menschen gibt es Begebenheiten, die sich tief in sein Gedächtnis eingraben. Mein Großvater zum Beispiel nannte den 8. Dezember seinen Todestag und erzählte immer wieder, was es damit für eine Bewandnis hatte. Ich vernahm als fünfjähriges Kind seine Erzählung, und zwar in der Nacht vom 11. auf den 12. April 1945, als die Kunde vom Brand des Stephansdomes bis zu uns aufs Land drang und Großvater außer sich vor Angst um die Dienstbotenmadonna war.

Und das ist seine Geschichte:

Am 8. Dezember 1881 war mein Großvater 21 Jahre alt geworden. Er hatte dienstfrei und fuhr mit der Bahn in die Residenzstadt Wien, um für sich allein eine Art Vorweihnacht zu feiern. Zunächst wollte er im Stephansdom die Dienstbotenmadonna besuchen, schließlich war der 8. Dezember ein Marienfeiertag, und anschließend würde er trachten, für die Aufführung von „Hoffmanns Erzählungen“ im Ringtheater eine billige Karte zu bekommen.

Im dunklen Kirchenschiff hielt er Zwiesprache mit der Madonna, die für das Schicksal der Dienstboten zuständig ist. Er genoss die Stille, den Weihrauchduft und die Wärme nach dem langen Marsch durch das verschneite Wien und war in kurzer Zeit fest eingeschlafen. Als er von brausenden Orgelklängen geweckt wurde, war es später Nachmittag. Obwohl er im Laufschrift zum Theater eilte, kam er zu spät, es gab keine Stehplatzkarte mehr, er fand auch keinen bestechlichen Billeteur und keine Schleichhändler, die Karten verkauft hätten.

Missmutig stapfte er den Ring entlang, bis sich ein gewaltiges Hungergefühl einstellte und er ein Lokal aufsuchte. Er aß ein Gulasch und spülte seinen Ärger mit einigen Krügel Bier hinunter. Dann las er alle verfügbaren Zeitungen, ärgerte sich dazwischen immer wieder über den verpatzten freien Tag und schlenderte schließlich gemächlich über den Graben.

Seltsam, im Norden war der Himmel eigentümlich hell. Je näher er der

Freyung kam, desto mehr Menschen bewegten sich durch die Stadt. Wohin mochten die nur alle unterwegs sein, es war doch schon nach Mitternacht? Neugierig geworden schloß er sich der Menge an. „Das Ringtheater brennt!“ Einen Moment lang glaubte er den Boden unter den Füßen zu verlieren. Er musste sich an eine Hausmauer lehnen, eine Welle von Übelkeit bemächtigte sich seines Körpers. Allmählich beruhigte er sich, denn es wurde ihm bewusst: was immer auch im Inneren des Theaters geschah, er war in Sicherheit!

Nun erst hörte er die Glocken der Feuerwehrgewerkschaften und nahm den Brandgeruch wahr. Gerüchte von Toten und Verletzten verbreiteten sich unter den vielen Schaulustigen. Fast schien es, als wäre in dieser Nacht ganz Wien auf den Beinen. Schließlich bahnte er sich unsicheren Schrittes einen Weg durch die Menge und lief zum Bahnhof, um den Frühzug in die Garnisonsstadt zu erreichen. Er nahm sich vor, der Dienstbotenmadonna eine dicke Kerze zu stiften und dieses Ritual hat er jedes Jahr zur Weihnachtszeit wiederholt.

Mein Großvater starb in der Nacht vom 8. auf den 9. Dezember 1945. Hunger und Aufregung der letzten Kriegstage und der unmittelbaren Nachkriegszeit waren zu viel für ihn gewesen. Eine letzte Freude war ihm noch vergönnt: Er erfuhr, daß die Dienstbotenmadonna den Brand des Stephansdomes überlebt hatte!

Elfriede Bruckmeier

Working Girl

Als meine Tante Karoline starb, fiel mir neben der Organisation des Begräbnisses und der Verlassenschaftsverhandlung auch die Aufgabe zu, ihre Wohnung aufzulösen. Freilich gab es kaum Hinterlassenschaften zu verhandeln und fast nichts aufzulösen. Der Pfarrer, der sie gut gekannt haben mag – oder hatte er auch nur über ein besonderes Einfühlungsvermögen verfügt – sprach an ihrem Grab: „Es gibt Menschen, die warten ein ganzes Leben lang darauf, dass sich etwas ereignet. Und wenn sie spüren, dass nichts mehr kommen wird, legen sie sich hin und sterben.“

Ich bat den Hausbesitzer eine Firma mit der Räumung der Wohnung zu beauftragen und nahm lediglich einen Schuhkarton mit Dokumenten und Photographien mit.

Da war nun also das Leben meiner Tante: gesammelt in einem Schuhkarton mit der Aufschrift FOX MEDANA. Neben dem Paß und den wichtigsten Dokumenten gab es zahlreiche Photos, die fast nur Hunde zeigten. Und ich fand einen sorgfältig in Seidenpapier eingehüllten, in rotes Leder gebundenen Taschenkalender des Jahres 1937. Der Kalender enthielt mehrere Eintragungen, beginnend an einem Sonntag im März: „Mit Rudi auf dem Kahlenberg“, dann im April: „Mit Rudi im Prater!“ im Juni: „Mit Rudi im Gänsehäufelbad“, und sehr oft „Mit Rudi im Kino“. Meine Neugierde war geweckt! Sollte meine Tante Karoline, die Frau, die ein Haarnetz über den mit Nussöl gefärbten Löckchen trug und außerdem noch Kleiderschürzen und Gesundheitsschuhe, so etwas wie eine geheime Vergangenheit gehabt haben?

Ich erinnerte mich an unsere Pflichtbesuche bei der Tante. Stets war ein walzenförmiger Hund an ihrer Seite, der kläffte und nach Kinderbeinen schnappte. Die Tante nahm nur die allerhässlichsten Kreaturen aus dem Tierheim zu sich, solche, die sonst keiner haben wollte. In ihrer Wohnung steckten alle Pflanzen in Plastikübertöpfen, das Tischtuch war ebenfalls aus Plastik und ihr Sandkuchen kratzte im Hals. Die Konversation verlief quälend, es war rätselhaft wofür sie sich interessierte, abgesehen von Bastei – Romanheften aus der Tauschzentrale. Gerne hörte sie mittags „Autofahrer unterwegs“ und als erste im Haus besaß sie einen Fernsehapparat, den sie sich wahrscheinlich vom Mund absparen musste. War sie schon immer klein gewesen, so wurde sie mit den Jahren noch kleiner und noch anämischer, und das blasse herzförmige Gesichtchen vermittelte eine Art Gefasstheit, aber auch Unnahbarkeit.

Offenbar hatte Tante Karoline, für mich die Verkörperung des englischen Wortes „spinster“, in dem kleinen Taschenkalender eine Jugendliebe konserviert!

WER WAR RUDI?

Da mir niemand mehr Auskunft geben konnte, musste ich mir ihre Zeit mit Rudi selbst ausmalen. Ich stellte mir also vor:

Rudi war der Sohn des jüdischen Kleiderfabrikanten, bei dem meine Tante in den dreißiger Jahren als Näherin beschäftigt war. Die Fabrik befand sich im 20. Bezirk, in einer schmalen Gasse die zur Donau hinunterführte. Vom Nordbahnhof herüber hörte man Eisenbahngeräusche, in der Gasse spielten zerlumppte Kinder. Die Gegend war ärmlich und unansehnlich und Karoline beeilte sich stets, nach ihrem langen Arbeitstag nach Hause zurückzukehren. Bis zur Kaiserstraße im 7. Bezirk, nahe dem Westbahnhof, war es weit, aber wer war in diesen Zeiten nicht zufrieden Arbeit zu haben – egal wie weit entfernt. Nur – wie sollte Karoline unter diesen Umständen den Sohn des Chefs kennenlernen?

Es gibt ein Photo aus jener Zeit. Es zeigt ein zartes, unauffälliges junges Mädchen in einem geblühten Sommerkleid und einem Strickjäckchen, die unvermeidliche Handtasche in der gerade herabhängenden rechten Hand. Scheu, mit etwas schiefem Mund lächelt sie in die Kamera. Ich glaube nicht, daß sie die Aufmerksamkeit junger Männer erregt hat.

Wo konnte Rudi die kleine Näherin nur getroffen haben? Scharen von jungen Mädchen, attraktive und weniger attraktive, gingen in der Fabrik ein und aus. Eine Möglichkeit gäbe es allerdings: Rudi war nicht gesund! Er wurde von Asthma geplagt und musste sich regelmäßig in der nahe gelegenen Zwischenbrücken-Apotheke seine Medikamente besorgen. Und Karoline litt an perniziöser Anämie, auch sie war von Medikamenten abhängig. Ich stelle mir also vor, wie die beiden einander in der Apotheke kennen lernten:

Rudi kramt in der Brieftasche nach seinem Rezept. „Verzeihen Sie...“ ein junges Mädchen hält ihm ein Dokument unter die Nase. „Das ist Ihnen aus der Brieftasche gefallen!“ Ein blasses Gesichtchen mit wasserblauen Augen blickt zu ihm empor, für einen Moment verschönt ein Lächeln dieses Gesicht. Er bedankt sich und, einer plötzlichen Eingebung folgend, lädt sie zum Eisessen ein.

Karoline war sanft bis zur Unterwürfigkeit, und diese Eigenschaft unterschied sie wohltuend von den emanzipierten jungen Damen seines Bekanntenkreises. Außerdem war sie keine Jüdin und trotzdem gerührt über sein Interesse an ihr, das erlebte man im antisemitischen Wien dieser Tage nur selten. Er verabredete sich mit ihr für den nächsten Sonntag. Erst später fand er heraus, dass sie zum Personal der elterlichen Fabrik gehörte. Ist auch schon egal, dachte er. Er fand sie ausgesprochen intelligent, sie plauderte allmählich zutraulicher über dies und das, und sein Asthma störte sie nicht im Geringsten. So führte er sie auf den Kahlenberg, ging mit ihr zum Schwimmen, in ein Bierlokal im Prater, und mehrmals ins Kino. Im Grunde war er einfach gern in ihrer Gesellschaft, und sie blühte förmlich auf.

Im Oktober 1937 verkaufte Rudis Vater die Fabrik weit unter ihrem tatsächlichen Wert an den Prokuristen und alle sechs Familienmitglieder verreisten, vorgeblich zur Kur nach Ungarn. Rudi hatte mit Karoline nie über seine Abreise gesprochen, er war nur von einem Tag auf den anderen verschwunden gewesen. Meine Tante packte den kleinen roten Taschenkalender in zwei Lagen Seidenpapier und bewahrte ihn auf, und die Liebe zu Rudi bewahrte sie in ihrem Herzen.

Ja, so könnte es gewesen sein!

Oder auch ganz anders...!

Rudi war der junge Sohn der Hausmeisterin im Haus in der Kaiserstraße, in dem Karoline und ihre Stiefmutter eine Wohnung im dritten Stock bewohnten. Gelegentlich half er den beiden Frauen, schwere Gegenstände in die Wohnung hinaufzutragen. Obwohl ihm das scheue Fräulein nicht wirklich gefiel, sonnte er sich in der Bewunderung, die sie ihm entgegenbrachte. Und da er im Frühling 1937 gerade unbeweibt war, lud er sie zu einer Fahrt auf den Kahlenberg ein. Man fuhr mit seinem Motorrad und das steigerte noch Karolines Begeisterung. Das kleine Persönchen bewunderte ihn maßlos, was wiederum seiner Selbstachtung förderlich war. Bier trinken und markige Sprüche ausprobieren waren seine Lieblingsbeschäftigungen, doch in „seinen“ Kreisen gehörte er als Jüngster noch zu den „dummen Buben“, die durch Mutproben erst beweisen mussten, daß sie zu Größerem befähigt wären. Karoline dagegen himmelte ihn an. Mit schreckensgeweiteten Augen und vor den Mund gepressten Händchen starrte sie auf das Parteiabzeichen, das sich unter dem Rockaufschlag verbarg. Als sie dann vom Kahlenberg heimwärts fuhren, klammerte sie sich ängstlich an ihn und sein Selbstbewusstsein stieg ins Unermessliche.

Nach dem letzten Kinobesuch im Oktober erzählte er, dass er ins „Reich“ gehen würde, denn als „Illegaler“ fühlte er sich in Österreich nicht mehr wohl. Er würde dort große Taten vollbringen und sie eines Tages holen kommen. In Wahrheit hatte er vor, eine stramme deutsche Maid zu heiraten und dem Führer viele Söhne zu schenken. Er wurde ein schneidiger deutscher Soldat und ist bereits im ersten Kriegsjahr gefallen.

Ja, auch so könnte es gewesen sein, obwohl mir die erste Geschichte besser gefällt...

Und was hat sich wirklich zugetragen?

Der Rudi des Taschenkalenders war Karolines Bruder, mein Vater. Jahrelang hatte er als einer von vielen Verehrern meine Mutter hofiert, bis im Frühjahr 1937 sein Geduldsfaden riss. Er gab das aussichtslose Unterfangen auf und wandte sich Trost suchend seiner kleinen Schwester zu. Mit ihm war sie auf dem Kahlenberg, im Prater, im Bad und im Kino. Ihm verdankte sie offenbar die wenigen ereignisreichen Tage ihres Lebens.

Im Oktober 1937 empfing Rudi positive Signale von meiner Mutter, und 1938 haben die beiden dann geheiratet.

In der Kleiderfabrik, die inzwischen „arisiert“ war, stellte man nun Fallschir-

me her. Und nach dem Krieg nähte Karoline Blue Jeans, die sie hasste, weil der Stoff so „bockig“ war. Der kleine rote Taschenkalender ruhte auf dem Boden einer Schachtel – und ihre Liebe gehörte fortan den Hunden.

Zita Eder

Vernichtung

Menschen

In Mauthausen

In Gusen

Gefangen

In Waggons

In Steinbrüchen

In Stollen

Gemartert

Im Gaswagen

Im Bunker

Im Krematorium

Getötet

In den Vorhöfen zur Hölle

In den Todeslagern

Entmenschlicht

Von Menschen

Hertha Ellinger-Michal (95)

„Ui“! Meiner liabn Großmutter Rejd! (1863-1956)

Lousz guit zuj! Leit! Kindr! Losts gui zu!

Hob ich gnuich pet?

Bohl gnuich g'rejtt!

Za bejnich g'sunga
ner dermolen gnuich

als a Junga!

Jetzat bia vattrickat
meiner Seel, geh i fehl

af da Stroße , kimm

i nia zarecht bia so

frieher, oller Toch

noch mein G'schmockn!

vouller Glick nouch

mei Blick, guck zaruck, schtott vier!

doda hier Abacht gib!

nouch va Deiner Lieb

gnuich Dein Vorrot gib!

Guck – as prauchat da

Herr Gott Dein Herz

nouch voull, loß

nia noch!

Pejsser moch!

Doss du Zeit versamt!

doi eu du host mejdlnd ner

tramt!

Ollermol

ouna Gol

moch olls guit!

bos dein Pluit

nouch verloung, sei nia poung!

trau dich vier!

doda – hier! wir! in mitten mir!

is as bort!

doda hier

is as Ort!

Marianne Gruber

Merkblatt zur Kluppe am Lederband

Was wir einem eventuell letzten Menschen hinterlassen wollen.

Wer immer Sie sind – dies ist kein SOS-Ruf. Dies ist auch kein Nachruf. Uns nachzurufen hat wenig Sinn. Wir sind bereits in jenem kostbaren Dunkel, das man das Nichtsein nennt, und Gott oder wen immer Sie zu erfinden belieben, möge abhüten, daß es sich um das Noch-Nicht-Seiende handelt, das womöglich wieder werden könnte.

Wir haben es natürlich leicht, aus dem Dunkel zu sprechen, das weder dunkel noch licht ist – das ein Sprechen zu nennen. Es ist kein Sprechen, nicht einmal ein Flüstern. Ich vermute, daß es sich um die Automatie bestimmter Mundbewegungen handelt, die immer schon jene belästigt haben, die sich in diesem schrecklichen, aufblitzenden Licht befinden, das man Leben nennt.

Da Sie uns alle überlebt haben, gibt es nichts, das wir Ihnen erzählen könnten, es sei denn ein Irgendetwas, falls sich der Wahnwitz der Sehnsucht nach menschlicher Stimme noch einmal wiederholen sollte, um die Leere des Kopfes zu überwinden, der allen Warnungen zum Trotz vielleicht noch immer... Lassen wir das, wir nannten das einmal denken. Sie werden dieses Dilemma vermutlich selbst entdecken, es gibt keine Regeln für wirkungsvolle Vermeidung.

Vernunft, nun ja, Vernunft, wir hatten damit niemals etwas im Sinn, obwohl dieses Wort ohne Zweifel vorhanden war, wenn auch ohne nennenswerte Bedeutung.

Sie werden dies vermutlich als Ihr eigenes Dilemma wiedererkennen. Wir stecken gewissermaßen in Ihnen, so wie Sie immer schon in uns gesteckt sind. Geben Sie sich besser keinen Illusionen hin. Wenn Sie die Stille im Selbstgespräch zu überbrücken versuchen, um Dinge zu benennen und wenn Sie sich einen neuen Kosmos schaffen wollen, für die Dauer eines Augenblicks, in der Dauer des Kosmos, werden Sie kaum einen unserer Irrtümer vermeiden. Das läßt mich Sie als tatsächlich letzten Menschen ansprechen, obwohl nicht einmal das sicher ist. In einer gewissen Hinsicht waren wir alle immer unser letzter Mensch.

Im Übrigen spreche ich Sie als Frau an, denn unseren Erfahrungen nach, haben die männlichen Bewohner dieses Planeten ihre Entmachtung niemals überlebt. Sie sind also weiblichen Geschlechts, was für den letzten Menschen völlig bedeutungslos ist, übrigens eine Novität in unserer Geschichte.

Die Kluppe mit Lederband überlassen wir Ihnen aus zweierlei Gründen: Es

könnte immerhin passieren, daß Sie auf einen Affen stoßen, dessen Genmaterial jenes Maß an Übereinstimmung mit dem Ihren zeigt, daß Paarung, Empfängnis und Geburt, mit einem Wort die Fortsetzung der alten Katastrophe möglich ist. Für den Fall, daß Sie sich dieser Versuchung nicht erfolgreich widersetzen, haben wir am Fuß des Berges der verlorenen Hoffnung eine Bibliothek vergraben. Die Offenbarung wird also auf keiner Bergspitze stattfinden, sondern tief drinnen im alten Schlamm. Es gibt kein Zurück. Vorwärts, in den nächsten schönen Tod. Sie sind quasi ein Saurier zu Beginn der Eiszeit, vielleicht lernen Sie fliegen oder kriechen, vielleicht verweigern Sie die Anpassung, wir werden sehen.

Wir werden natürlich nichts sehen, warum sollten wir plötzlich, wir waren erfolgreiche Blinde, was heißt, daß wir die Blindheit mehr als alles andere kultiviert haben. Überprüfen Sie Ihre Augen, es könnte sein, daß davon einiges abhängt.

In der Bibliothek finden Sie ein Sachregister zu allen vorhandenen Büchern und Irrtümern, die wir schon begangen haben und die wir Wissenschaft nannten. Nebenbei eine Art von Religion, der Sie sich möglichst enthalten sollten. Es ist nicht nötig, daß Sie die Zahl Pi noch einmal erfinden. Hier ist sie. 3,1415926... A und Ω und daneben unsere lächerliche Übersetzung.

Weisheiten werden Sie keine entdecken, wir waren niemals weise, aber vielleicht finden Sie ein paar brauchbare Hinweise. Zum Beispiel, welche Beeren giftig sind und welche genießbar, Sie werden sich vermutlich ernähren wollen und dann auch noch, welche Kräuter gegen welche Gebrechen helfen mögen, falls sich das in der Zwischenzeit nicht geändert hat. Schmerz ist lästig.

Reißen Sie die Ihnen brauchbar erscheinenden Seiten aus den Büchern, fassen Sie sie mit der Kluppe zusammen, hängen Sie das Ganze um Ihren Hals, so haben Sie immer alles bei sich.

Der andere Verwendungszweck für die Kluppe hat mit unserer schriftlichen Hinterlassenschaft nichts zu tun. Mit der Kluppe können Sie sich die Nase zuhalten und trotzdem die Hände freihaben, wenn es der Zufall will, daß Sie auf unsere Spuren stoßen, die keine wohlriechenden sind. Das Lederband, unabhängig von der Kluppe, eignet sich vorzüglich zur radikalen Lösung aller anstehenden Probleme, es ist sehr fest. Sie können es um den Hals schlingen und zuziehen. Es ist allerdings ratsam, vorher die Nase von der Kluppe zu befreien, der Geruch unserer Spuren wird Sie an Ihrem Vorhaben festhalten lassen.

Wenn Sie Glück haben, sind Sie nicht nur der letzte, sondern tatsächlich der allerletzte Mensch.

Ich bin optimistisch. Für uns steht fest, daß es nicht der Mühe wert war. Es wird auch beim nächsten Anlauf nicht der Mühe wert sein.

P.S.: Sie können die Kluppe mit Lederband auch als Schmuckstück verwenden.

Markus Grundtner

Sonntagsfahrer

Wieder einmal zitierte Gerhard Wogner aus der Straßenverkehrsordnung. Er sprach über das »Halt«-Zeichen gemäß § 52 litera c Ziffer 24 StVO, umgangssprachlich auch bekannt als »Stopp«-Schild, und dessen Besonderheiten im Zusammenhang mit Bodenmarkierungen. Als Gerhard fertig war, lehnte sich sein Sohn Patrick über das Lenkrad, sah zum Fahrbahnrand und schätzte die Situation ein.

»Soweit alles korrekt. Ich stehe exakt an der gedachten Haltelinie.«

Gerhard sagte: »Eine gedachte Haltelinie existiert nicht.«

»Natürlich existiert sie nicht. Sonst wäre sie keine ‚gedachte‘ Linie.«

»Was du meinst, ist die Sichtlinie«, sagte Gerhard, »Merk dir die richtigen Begriffe. Bei der Fahrprüfung bringt dir deine Fantasie keine Punkte.« Hinter ihnen hupte es. »Jetzt störst du auch noch Leichtigkeit und Flüssigkeit des Verkehrs.«

Patrick ließ die Kupplung zu schnell kommen und würgte den Motor ab. Erst beim zweiten Versuch klappte das Losfahren. Patrick kurvte im Nissan Kompakt-SUV seines Vaters durch Wien: Einerseits so langsam, dass sich alle Autos zum Überholen genötigt sahen, andererseits so wild, dass er um jede Ecke bog, ohne abzubremesen. Dazwischen fluchte er – mehr über das Autofahren an sich, als über die anderen Verkehrsteilnehmer. Sein Vater sagte: »Du fährst weder gelassen noch vorausschauend.« Patrick brummte und bremste mit Ach und Krach an der nächsten roten Ampel ab.

Patrick sah sich um: Er kannte die Gegend, der Südtiroler Platz war nicht weit. Fast jeden Sonntag saß er dort auf einer Bank und wartete nach einem Theaterbesuch auf den letzten Bus aufs Land – oder auf seinen Vater, weil Patrick aus Trödelei den letzten Bus versäumt hatte. Gerhard fuhr dann in seinem Toyota Corolla vor. Er trug seine Uniform, weil er auf dem Weg zum Nachtdienst am Flughafen war.

Irgendwann hatte Gerhard genug von der Abholerei gehabt. »Ich bin nicht dein Theatertaxi«, hatte er gesagt, »Du hast zwei Möglichkeiten, entweder du ziehst

bei uns aus und suchst dir eine Wohnung in der Stadt oder wir kümmern uns um deinen Führerschein. Egal, was es wird – du brauchst einen Job.« Patrick hätte darauf hinweisen können, dass er den regelmäßigen Theaterbesuch zu seinem Beruf machen würde. Patrick hätte verkünden können, dass er Theaterkritiker werden wollte. Doch Patrick sagte nur: »Gut, dann fahre ich eben.«

Da Patrick in der Stadt studieren wollte, sollte er, so entschied Gerhard, auch hier das Autofahren lernen. Dementsprechend führten Gerhards Anweisungen seinen Sohn bei ihren sonntäglichen Fahrstunden durch alle möglichen Gegenden der Stadt.

Die rote Ampel schaltete auf Grün. Patrick fuhr den Gürtel entlang bis nach Meidling. Gerhard ließ ihn in eine Allee einbiegen, links und rechts daneben erstreckte sich ein Friedhof. Ohne langsamer zu werden, nahm Patrick die erste von mehreren Bodenwellen – was Vater und Sohn ordentlich durchschüttelte. Das Gleiche geschah bei der nächsten Bodenwelle. Vor der dritten Bodenwelle sagte Gerhard: »Ein bisschen Gefühl, bitte.« Patrick bremste ab. Er kam auf der Friedhofsstraße zum Stillstand. »Das war zu viel Gefühl«, sagte Gerhard.

Patrick schwieg und nickte.

Sie fuhren zurück nach Favoriten und kamen bei einer Cocktailbar vorbei, die früher das »Edison«-Kino gewesen war. Hier hatte Patrick als Fünfjähriger, gemeinsam mit seinem Vater, seine ersten Disney-Filme gesehen. Am Bürgersteig vor der Bar hüpfen Kinder herum, während ihre Eltern sich angeregt unterhielten. Gerhard ermahnte Patrick mit erhöhter Aufmerksamkeit und bremsbereit zu fahren.

Patrick schwieg und nickte.

Gerhard wollte Patrick durch das Fahren in engen Gassen beibringen, kontrolliert abzubiegen und auf andere Verkehrsteilnehmer zu achten. Schon bei der ersten Kreuzung übersah Patrick eine Inlineskaterin, die an einer uneinsichtigen Stelle hinter einem parkenden Kleintransporter hervorsaute. Die Inlineskaterin war schnell genug, um nicht von Patricks Stoßstange erfasst zu werden. Sie rollte weiter und kommentierte den Schreckensmoment mit Gesten und Beschimpfungen. Gerhard sagte: »Ich weiß nicht, wo dein Kopf steckt, aber sicher nicht hinter dem Steuer.«

Patrick schwieg und nickte.

Gerhards Hand lag ab jetzt auf der Handbremse. Die Fahrt ging stadtauswärts bis auf die Autobahn – dorthin, wo sich niemand um die »Übungsfahrt«-Schilder am Wagen scherte. Je schneller Patrick fuhr, desto mehr verspannten sich die

Muskeln seiner Arme und Schultern. Gerhard sagte: »Nimm die nächste Ausfahrt. Wir üben Einparken, für den Wagen und für deinen Kopf.«

Patrick schwieg und nickte.

Bevor Patrick mit den Fahrstunden begann, hatten er und sein Vater kaum noch miteinander geredet. So verliefen die Sonntage immer gleich: Zuerst gab es Mittagessen. Dann fuhr Patrick mit dem Bus in die Stadt.

Alle paar Monate saß Patrick mit seinem Vater in dessen Arbeitszimmer. Gerhard erläuterte die Wertentwicklung der Versicherungen und Bausparverträge, die er für Patrick abgeschlossen hatte. Auf dem Schreibtisch lag immer ein Buch vom Dorfflohmarkt – ein abgegriffener »Reader's Digest«-Auswahlroman oder ein Drama aus der Reclam Bibliothek. Doch Gerhard erzählte nie etwas über seine Lektüre und Patrick fragte nie danach.

Manchmal stand Patricks Mutter auf dem Gang vor dem Arbeitszimmer, hörte kurz zu, schüttelte den Kopf und kochte für alle Kaffee.

Finanzprodukte der privaten Vermögensvorsorge und die Straßenverkehrsordnung waren zum gemeinsamen Nenner zwischen Vater und Sohn geworden.

Angekommen auf einem Supermarktparkplatz stieg Gerhard aus, holte zwei Einkaufswagen und platzierte sie so, dass vier Parkplätze dazwischen waren. »Vergiss die Bodenmarkierungen«, sagte Gerhard. Er arrangierte eine Bühne, damit Patrick rückwärts einparken konnte.

Patrick stellte den Wagen parallel zur Lücke. Dann legte er den Rückwärtsgang ein, fuhr los – zu schnell – und schlug das Lenkrad nach rechts ein – zu früh. Es blieb nicht genug Platz, ein weiteres Einlenken war sinnlos. Nach jedem Fehlversuch fuhr er aus der Parklücke, um eine Runde auf dem Parkplatz zu drehen. Dabei musste er die richtigen Blicktechniken anwenden, den passenden Gang wählen und die korrekten Lichtzeichen geben. Vergaß er auf eines davon, sagte sein Vater: »Schauen!«, »Schalten!« und »Blinken!«.

Wieder und wieder kam Patrick auf hoffnungslos ungünstige Weise in der Lücke zum Stehen. Und der Blinker klackte. Es war Zeit für eine neue Strafrunde. Gerhard sagte: »Niemand kann so einparken.« Patricks Finger krallten sich um das Lenkrad. Gerhard sagte: »Nicht einmal ich.« Patricks Hände ließen los, sie ballten sich zu Fäusten und schlugen auf das Lenkrad ein. Ein Hupen ertönte. Gerhard sagte: »Was ist dein Problem?«

»Mein Problem ist ...«, antwortete Patrick, und listete jeden einzelnen Fehler

auf, der ihm unterlaufen war, seitdem sie gemeinsam Übungsfahrten machten. Patrick rezensierte sein eigenes Fahrverhalten. Sein Fazit war vernichtend: »Das stimmt nicht, dass niemand so einparken kann. Jeder kann das. Jeder kennt die richtigen Blicke. Jeder gibt verständliche Zeichen. Und jeder findet seinen Platz. Nur ich nicht.«

Der Blinker klackte weiter. Patrick versuchte ihn abzuschalten: »Der Blinker macht mich fertig.« Gerhard griff hinters Lenkrad und betätigte den Hebel. Der Blinker erlosch. Gerhard sagte: »Sieh dich um. Du hast eine riesige Parkmöglichkeit, für dich ganz alleine.« Patrick fragte: »Was heißt ‚riesig‘? Ich dachte, ich soll mich so knapp wie möglich einparken. Ich habe mir zwischen den Einkaufswägen die engste Parklücke vorgestellt, die es gibt.«

Gerhard sagte: »Und ich dachte, du nimmst alles viel zu locker. Ich dachte, du machst dir gar keinen Kopf. Du sagst nie etwas. Und wenn doch, ist es ein Witz. Dabei nimmst du alles viel zu ernst und machst dir viel zu viele Gedanken.« Gerhard lachte: »Ich habe dir extra viel Spielraum gelassen. Damit du dich bequem einparken kannst.«

Patrick positionierte den Wagen für einen neuen Einparkversuch. Gerhard sagte: »Mach dir das Leben nicht schwerer, als es sowieso ist. Du sollst den Raum ausnutzen, der dir zur Verfügung steht.« Das Einparken lief besser, aber immer noch nicht einwandfrei. »Die Straßenverkehrsordnung verlangt viel, aber eines verlangt sie nicht, und zwar Perfektion«, sagte Gerhard, »Du darfst dich korrigieren, wenn es nicht beim ersten Mal funktioniert.«

Patrick rollte vor und fuhr ein wenig zurück, er lenkte zuerst nach links und dann stark nach rechts. Schließlich kam der Wagen zum Stehen. Gerhard öffnete die Beifahrertür, er sah nach unten, wo der Parkplatz endete und der Grünstreifen begann: »Gut gemacht. Die Räder sind genau, wo sie sein sollen – exakt an der gedachten Bordsteinkante.«

Die beiden lachten. Patrick wollte weiter üben, doch, um dem Sonntagabendverkehr zu entgehen, machten sie sich auf den Heimweg. Bevor Patrick losfuhr, verriet ihm sein Vater ein Geheimnis: »Um fahren zu können, musst du im Grunde nur sechs Handgriffe beherrschen. Zugegeben, oft musst du drei davon gleichzeitig machen. Aber es ist so, wie ein quengelndes Kind im Arm zu halten, wenn du nebenbei ein Fläschchen zubereitest. Irgendwann wird es dir zur zweiten Natur.«

Patrick nickte, ließ die Kupplung kommen, gab gleichzeitig Gas, schaltete in den zweiten Gang, blinkte, lenkte und sagte: »Danke, Papa.«

Max Haberich

Der Adirondack-Express

(27.-28.7.2014)

Es war eine mondlose Nacht, mitten im Wald. Das einzige Licht spendeten die zahllosen Sterne, die wie in einem Planetarium über mir gespannt waren. Ich wartete an den schon seit Jahrzehnten stillgelegten Gleisen, doch warum oder worauf, wusste ich nicht. Während ich die alte Bahnstrecke gemächlich entlangspazierte, indes der Kies unter meinen Füßen knirschte, betrachtete ich das von allerlei Unkraut überwucherte, verrostete Eisen und die zerborstenen, morschen Holzblöcke dazwischen. Umso erstaunter war ich, als ich glaubte, das Singen der Gleise zu hören, wie wenn sich von Ferne ein Zug ankündigte. Täuschte ich mich auch nicht? Nein, das Geräusch war unverkennbar. Bald hörte ich den Zug auch schon, und sein Horn tönte durch die Nacht! Ich wusste sehr wohl, dass dies ein Ding der Unmöglichkeit war. In der bewaldeten Einöde Nordamerikas, in der ich mich befand, unweit der kanadischen Grenze, auf der Strecke, die im späten 19. Jahrhundert für kommerzielle Abholzungen, aber auch für wohlhabende Touristen aus New York angelegt worden war, fuhr seit den 1960er Jahren kein Zug mehr. Und dennoch war nicht zu leugnen, dass hier einer kam, auf diesen rostigen, vernachlässigten Gleisen. Schon sah ich seine drei pyramidenhaft angeordneten Lichter. Die Lokomotive piff nochmals, fuhr langsamer und hielt genau da, wo ich stand. Es war ein sehr langer Zug, mit erleuchteten Abteilen und, wie ich zu erkennen meinte, ein Speisewagen.

Ein Schaffner mit Uniform und Mütze der Bahngesellschaft, die Laterne in der Hand, deutete mir mit ungeduldigen Gesten, dass ich zusteigen solle. Dadurch genötigt, ohne recht zu Bedenken, was ich tat – und weil ich die Reise, auch aus Rücksicht auf die anderen Passagiere, nicht unnötig aufhalten wollte – stieg ich ein.

Der Waggon, den ich betrat, war erleuchtet, aber von einigen Sitzgelegenheiten am Rande abgesehen, leer. Ruckend setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Da sah ich auf einmal, in einigem Abstand zu mir, einen kleinen Jungen stehen.

„Fahren wir nach Albany?“ fragte ich ihn.

Der Junge schüttelte den Kopf.

„Dann fahren wir nach Montréal.“

Er schüttelte wieder traurig den Kopf.

Ich fand das merkwürdig, denn das waren die beiden Zielbahnhöfe dieser Linie gewesen. Aber er war ja nur ein Kind. „Wie heißt du?“

„Ich war elf Jahre alt, als er zu uns kam.“ begann er, statt einer Antwort, zu erzählen. „Mama und Papa mochten ihn, und meine Schwester anfangs auch. Er gab mir Nachhilfe und schaffte es, meine Note nicht um viel, aber immer doch um etwas zu verbessern. Wir wohnten damals noch oberhalb von unserem Betrieb, mit dem wir die Städte der Umgebung versorgten. Er roch gut und war immer mit Sorgfalt gekleidet. Bald war er mit Mama und Papa per Du.

Mama lachte viel, wenn er da war, benahm sich besonders nett und höflich zu ihm und ermahnte mich oft, genauso zu tun, obwohl sie in seiner Abwesenheit manches durchgehen ließ. Sie machte ihm jedes Mal einen Espresso, wenn ich Unterricht hatte – bald konnte er die Maschine selbst bedienen und wusste auch, wo Tassen, Löffel und Zuckerdose standen. Nachdem ich einige Stunden zu Hause bekommen hatte, küssten Mama und er sich zur Begrüßung auf die Wange. Sehr geduldig war er und spielte in den letzten fünf Minuten der Stunde ‚Galgenmännchen‘ mit mir. Ich mochte ihn eigentlich ganz gut leiden.

Jeden Donnerstag blieb er zum Abendessen und machte im Anschluss mit meinen Eltern ihren Französischunterricht, zu der sie ihn verpflichtet hatten. Vokabeln, Phrasen, Grammatik. Manchmal gingen sie auch aus, essen. Es wurde meist recht ausgelassen. Papa machte zu anderen Zeiten manchmal abfällige Bemerkungen über die Summe, die er unserem Hauslehrer jeden Monat überwies, doch Mama bestand darauf, besänftigte ihn, und im Grunde fand Papa ihn auch ganz nett.

Aber nicht so nett, wie Mama und meine Schwester Isabelle. Anfangs sprachen sie sanft und heimlich über ihn, als hätten sie zusammen ein Geheimnis, später dann in deutlich ernsteren Tönen. Einmal sprang Isabelle mitten im Gespräch auf und lief verstört ins Haus. Aber worum es ging, habe ich nie erfahren. Dann, nachdem er mich eine Zeit lang jede Woche zweimal unterrichtet hatte, kam er auf einmal nicht mehr. Sie sprachen immer nur leise von ihm, es gab eine große Heimlichtuerei.“

„Von wem erzählst du da?“ wollte ich wissen. „Um wen geht es denn?“

Doch da drehte sich der Junge um und verschwand langsam in der Dunkelheit des Waggons, dort hinten, wo der Übergang zum nächsten ist. Ich lief ihm nach und öffnete die Tür zum nächsten Wagen, doch ich fand ihn nicht. Der Raum zwischen den Waggons war frei und unbefestigt, und ich hoffte, dass er nicht heruntergefallen war.

Ich betrat den nächsten Waggon, der genau so eingerichtet und beleuchtet war wie der letzte, und staunte nicht wenig, eine hübsche, reife Frau vorzufinden, die höchstens Anfang 40 sein mochte.

„Guten Abend.“ wünschte ich ihr mit einem verbindlichen Lächeln. „Fahren Sie auch nach Albany Rensselaer?“

„Dieser Zug fährt nicht nach Albany.“

„Dann fährt er nach Montréal.“

„Nein, dorthin fährt er auch nicht.“

„Zum Donnerwetter – die Strecke verläuft Nord-Süd! In eine der beiden Richtungen muss er ja fahren.“

„Er sah schon gut aus, der Junge,“ fing sie in etwas schroffem Tonfall an, „Sonst hätte ich ihn auch nicht engagiert. Nein, mir kam es in erster Linie darauf an, dass er meinen Sohn in der Schule voranbrachte, wo er, seien wir ehrlich, nicht gerade zu den Leuchten gehörte. Der Lehrer ist mir von der Nachhilfe-Einrichtung, an der er freiberuflich angestellt war, empfohlen worden. Nach zwei Terminen an dieser Schule habe ich mit ihm ausgehandelt, dass er zweimal in der Woche zu uns kommen würde, um meinen Sohn zu unterrichten. Wir haben ihm mehr bezahlt als seine Nachhilfeschool, und man konnte sehen, wie dringend er das Geld brauchte. Er hatte einen sehr sicheren Geschmack in allen Dingen, die er sich aber schlichtweg nicht leisten konnte. Schon seit Jahren lebte er über seine Verhältnisse und befand sich ständig in finanzieller Verlegenheit. Erst später kam heraus, dass er versucht hatte, seine Schule bei der monatlichen Stundenabrechnung zu betrügen, und für meinen Kleinen doppelt zu kassieren.“

Aber damals wussten wir das noch nicht und wir wollten ihm helfen, mein Mann und ich. Zusätzlich zu seinem gewinnenden Äußeren – seine Figur hatte mein Mann, als ich ihn kennenlernte – war er lustig und unterhaltsam, er wusste sich zu benehmen. Jede Mutter wünscht sich so einen Schwiegersohn für ihre Tochter. Auch mein Herr Gemahl war bald von ihm eingenommen und hatte ihn gern bei uns zu Gast. Deshalb kam uns die Idee, dass er auch uns im Französischen unterweisen sollte, denn er stammte aus der Nähe von Marseille. Er blieb jede Woche einmal zum Essen da, oder wir gingen alle zusammen aus. Manchmal war auch meine Tochter dabei. Für seine Dienstleistungen überwiesen wir ihm einen festen monatlichen Betrag von 500\$, der ihn dafür mehr als kompensierte. Er wusste, wie gut er es hatte, und schon nach der ersten Stunde bei uns sah man ihn in neuen Schuhen, neuen Hosen, einem neuen Jackett. Ein paar Monate später

erzählte er uns, dass er in eine bessere Wohnung umgezogen war und sich ein gebrauchtes Auto geleistet hatte. Natürlich in erster Linie, versicherte er, um leichter zu uns zu kommen. Das war so seine Art. New York ist teuer, und wir halfen ihm, seinen Weg zu machen. Es ist doch offensichtlich, dass man dafür eine gewisse Gegenleistung erwartet.

Und die bekam ich auch – bereitwilliger von seiner Seite, als ich erwartet oder befürchtet hatte. Wir Frauen brauchen eben doch ab und zu eine Bestätigung, brauchen jemanden, der uns aufbaut. Es ist schon richtig, dass ich ihn eigentlich für Isabelle wollte. Aber sein Interesse an mir war so schmeichelhaft – er konnte es so gut – und er wollte es offenbar ganz genauso wie ich. Am helllichten Tag, als mein Sohn in der Schule, meine Tochter in der Ausbildung und mein Mann in der Arbeit war. Hinterher hat er meinem Sohn seine Nachhilfe gegeben, zwei Dreiviertelstunden, seelenruhig, mit einer formvollendeten Höflichkeit zu mir, als ich ihm seinen Espresso brachte, als sei überhaupt nichts gewesen! Diskret sein, das konnte er. Da konnte man sich auf ihn verlassen.“

Kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen, wandte sie sich um und verschwand gemächlichen Schrittes in Richtung des nächsten Waggons, ohne dass ich auch nur Gelegenheit gehabt hätte, eine Frage an sie zu richten.

Ich folgte ihr in den nächsten Wagen, sah sie jedoch nicht mehr. Wen ich aber dort, im dämmerigen Licht, ausmachen konnte, war ein reizendes junges Mädchen, die nicht älter als 18 sein konnte. In ihren Zügen lag eine unverkennbare Ähnlichkeit mit ihrer Vorgängerin, so dass sich die Vermutung aufdrängte, ob das hier nicht ihre Tochter sein mochte.

„Sie fahren doch sicher auch nach Albany?“ fragte ich. „Albany Rensselaer?“

„Wir fahren nach Ticonderoga.“

„Müssten wir da nicht schon längst vorbei sein? Außerdem ist das die falsche Richtung! Wir fahren doch eindeutig nach Süden!“

Sie ging nicht darauf ein, sondern lächelte, dass es mir von irgendeiner längst verschütteten Erinnerung her eisig an die Kehle griff, und begann zu erzählen:

„Mama schwärmte für ihn fast noch mehr als ich! Er sah gut aus, da hatte sie schon recht. Er hatte braune Locken, und seine Züge waren angenehm – erwachsener, kräftiger als bei vielen der Milchbuben meiner Klasse. Ich machte damals mein freiwilliges soziales Jahr nach der Realschule; er las die Bewerbungen, die ich schrieb, auf Rechtschreibfehler und äußere Form durch. Es war ziemlich schwer, ihm zu widerstehen, und es ging sicher auch anderen Mädchen so.

Autorität hatte er. Wenn er etwas erklärte, war er wie verwandelt. Lehrerhaft, distanziert, man hörte zu aus Respekt. Nichts von dieser übermäßigen Höflichkeit und dem Freundlichsein bis zur Nachgiebigkeit, diesem Lachen über jeden Witz meiner Eltern – ein Gemisch, das man Charme nennt, und das er im Laufe der wöchentlichen Abendessen, zu denen sie ihn bald einluden, gut anzubringen verstand. Mama hatte er ganz um den Finger gewickelt, sie war begeistert von ihm, was mir suspekt war und mich zugleich neugierig machte: ein gutaussehender Kerl, von dem auch sie noch etwas hielt, das gibt es nicht oft bei ihr!

Am ersten Abend, als er bei uns war und von seinen Reisen erzählte, sprudelte sie schon heraus: „Wenn ich mir diesen häufigen Ortswechsel für meine Tochter vorstelle – das wäre schon eine schöne Abwechslung! Ach, wenn sie einmal so jemanden heiraten sollte!“

Ungeschickt und direkt, wie es nun einmal ihre Art ist. Ihm war das sicher peinlich, mir jedenfalls schon – ich will mir doch meinen Freund selbst aussuchen! Das wollte ich in dem Moment auch niemandem vorenthalten.

Dabei hatte es schon ungeschickt und peinlich begonnen, an meinem achtzehnten Geburtstag, als ich ihn noch gar nicht kannte. Ich hörte überhaupt durch Mama Wochen von ihm, ohne dass ich ihn zu Gesicht bekommen hätte. Sie hat mich schon, als mein Bruder noch in die Nachhilfeschule ging, überreden wollen, ihn von da abzuholen, damit ich ihn kennenlernte.

Wir hatten an jenem Abend alle viel Champagner getrunken. Mama gab mir seine Handynummer und bestand darauf – sie hatte mir auch den Mund wässrig gemacht – dass ich anfrage, ob er mich nach dem Abendessen noch begleiten wollte, vielleicht eine Kleinigkeit trinken gehen oder tanzen. Er hatte natürlich schon eine Verabredung, ich hätte an seiner Stelle auch abgesagt. Was muss er nur von uns gedacht haben, ehe er zu uns kam?

Er hatte zwar schon eine Verabredung, aber er brach sie. So sahen wir uns zum ersten Mal, unter den wachsamen Augen meiner Eltern – die sich allerdings bald verabschiedeten, uns einschärfend, wann er mir ein Taxi rufen sollte, damit ich nicht allzu spät nach Hause käme.

Ich kam an dem Abend nicht nach Hause. Ich war hin und weg von ihm und muss völlig schamlos mit ihm geflirtet haben, denn ich war von dem Champagner schon ziemlich beschwipst. Wir tanzten, wir küssten uns, wir gingen zu ihm. Aber ich wollte nicht mit ihm schlafen. Ich habe männliche Freunde, bei denen ich übernachten kann, ohne dass was passiert. Aber er wollte mit mir schlafen und

hatte auch schon einiges getrunken. Ich sagte nein, sagte es fest und entschieden immer wieder, kämpfte gegen ihn an und versuchte, ihn zurückzuhalten, aber er war stärker.“

Sie hatte mit immer größerer Bewegung gesprochen. Nun schluchzte sie auf und hielt sich die Hand vor den Mund.

„Ich wollte nicht. Er hat mich gezwungen. Was sollte ich denn tun?“ fragte sie unter Tränen. „Ich war doch ganz allein, es war mitten in der Nacht, und ich wohnte so weit weg.“

Von ihrer Erschütterung gerührt tat ich einen Schritt auf sie zu, denn ich wollte sie irgendwie trösten, aber sie zuckte zurück und wehrte mit der Hand ab, als sei am Ende ich selbst es gewesen, der ihr das angetan hatte. Sie schluchzte nochmals laut auf und verließ weinend den Waggon.

Nach einer kurzen Zeit, in der ich aus der ganzen Sache schlau zu werden versuchte, ging ich ihr nach, mit der festen Absicht, ihr irgendwie zu helfen. Aber sie war nicht da. Ich war in den Speisewagen geraten. Dort setzte ich mich an einen Tisch und überlegte, was am besten zu tun sei, und wie ich am besten wieder von diesem seltsamen Zug herunterkommen könnte. Ich muss kurz eingeschlafen sein, doch wurde ich davon wach, dass ich spürte, dass mich jemand beobachtete. Da trat ein Herr auf mich zu, sauber gekleidet, mit formeller Lässigkeit. Seine Augen waren scharf und gewitzt. Sie gehörten jemandem, der es von ganz unten aus eigener Kraft nach ganz oben geschafft hatte.

„Mein Herr, helfen Sie mir bitte. Ich muss wissen, ob dieser Zug nach Albany Rensselaer fährt. Ich habe keine Fahrkarte und das Ziel ist viel zu weit. Wo sind wir überhaupt, verdammt nochmal?“ Meine Stimme brach und lief in eine Art Winseln aus, dessen ich mich ein wenig schämte.

„Wir fahren nach Rhinecliff.“

„Aber das ist doch die völlig andere Richtung. Die Dame vorhin meinte, wir fahren nach Norden.“

„Den Kerl hätt' ich niemals als Hauslehrer anstellen sollen.“ sagte der Mann. „Ich habe ja schon einigen Mist gebaut, aber das war der größte Fehler meines Lebens.“ Er schlug zur Betonung auf den Tisch, dass ich erschrak. „Meine Frau war so überzeugt von ihm, und anfangs hat er mir ja auch nicht schlecht gefallen. Charme hatte er, und meinen Sohn hat er in der Schule um eine Note vorangebracht, das muss man ihm lassen.“

Als wir ihm nach dem Vorfall mit meiner Tochter das Gehalt gestrichen haben, hat er das bitter zu spüren bekommen. Aber das ging ohne Probleme, er war ja nicht offiziell angestellt. Ich erinnere mich, als wir ihm anfangs das Monatsgehalt einmal etwas spät überwiesen hatten, stand er sofort vor der Tür und erkundigte sich höflich wegen der Verzögerung. Er brauchte das Geld sehr dringend. Diesmal hatte ich überhaupt keine Hemmung, ihm den Geldhahn zuzudrehen. Sollte er doch schauen, wo er blieb. Ich wollte, dass es ihm wehtat, den windigen Schmeichler. Hätte ich's doch nie getan!

Er fuhr natürlich sofort raus zu uns und fragte höflich an, als sei es das natürlichste auf der Welt, wo denn sein Gehalt bliebe. Da ließen wir ihn sachlich wissen, dass er nicht wiederzukommen brauchte. Er nahm das ruhig zur Kenntnis, wie es seine Art war, verabschiedete sich freundlich, dankte für all die Unterstützung, die wir ihm im Laufe der letzten Monate erwiesen hatten, und stieg in sein Auto. Auch mein Junge, sehr adrett in seinem blauen Polohemd, gab ihm artig die Hand, und er ging.

Unser ehemaliger Hauslehrer konnte nicht, wie wir vom Balkon – froh, dass er aus unserem Leben verschwand – sehen, wie eine kleine Gestalt, in dem Augenblick, in dem er losfuhr, zwischen zwei Autos hervorschoß. Sie prallte an der Haube ab, stieß an die Windschutzscheibe und flog übers Dach nach hinten auf die Straße. Ein Mensch?

Grauensvolle Sekunden lang konnten wir leise, neben dem Geräusch des Motors, ein Klavierkonzert von Mozart aus seiner Anlage hören. Dann fuhr er davon. Er fuhr einfach davon! Uns blieb nur, das kleine Wesen im blauen Polohemd auf der Straße einzusammeln. Es war tot.“

Ich konnte nicht sprechen. Mir blieben die Worte im Halse stecken. Mit einem letzten, verachtungsvollen Blick drehte sich der Mann, der mir eigentlich ganz sympathisch erschienen war, um und verließ das Abteil.

Vollkommen verwirrt blieb ich zurück. Von wem sprachen sie nur, diese seltsamen Passagiere? Wo war ich denn überhaupt, um Gottes Willen, und wo fuhr ich hin? Der Zug hatte noch an keiner Station Halt gemacht, seit er mich eingesammelt hatte. Ich trat ans Fenster – schwarz. Man konnte nicht sagen, ob das da draußen in der Finsternis Wald oder ein Tunnel war. In jedem Fall war deutlich zu spüren, dass der Zug immer schneller fuhr und schon ziemlich wild in den Gleisen schlenkerte.

Da fiel es mir mit einem gewaltigen Ruck ein, wie ein Blitz in der Nacht: die

Person, von der meine vier Reisegefährten gesprochen hatten, war niemand anderes als ich selbst.

Und ich fuhr weiter in diesem Express, dessen Strecke sich nun leicht abwärts zu neigen begann, immer schneller durch die Dunkelheit, zur Verdammnis.

Max Haberich

Rebenblut

Ein Dramolett

1. Szene

Das Café am Aumannplatz des 18. Wiener Gemeindebezirks. Hans Piqué stammt aus Hamburg und ist der aktuelle Preisträger des erst kürzlich verliehenen, prestigeträchtigen Lachmann-Literaturpreises. Gerhard Haxenmacher ist einer der bekanntesten Autoren seiner Heimatstadt Wien. Er gilt jedoch angesichts der neuesten Entwicklungen in der Literaturszene als altmodisch. Die Verkaufszahlen seiner Bücher sind rückläufig.

Haxenmacher. Würden Sie es mir sehr übelnehmen, wenn ich Sie als ausgewachsenes Arschloch bezeichnen würde?

Piqué. Mein lieber Haxenmacher – warum legen Sie sich nicht endlich ein Pseudonym zu? – aus Ihren Worten spricht der Neid, weil mir der Ingrid-Lachmann-Preis zuerkannt wurde und nicht Ihnen.

Haxenmacher. Sie verdienen diesen Preis in keiner Weise. Aber meine Aussage bezog sich auf Ihren Verriss meiner Novellensammlung im Standard. Wenn Sie wenigstens etwas von Literatur verstehen würden...

Piqué. Mein lieber Haxenmacher, Ihre Geschichten sind ganz einfach schlecht geschrieben. Sie haben keine Handlung. Ihre Charaktere verlieren sich in Abstraktionen. In Ihren Dialogen ergehen Sie sich immer wieder in Fragen zur Kunsttheorie und zur verdamnten Ästhetik. Das interessiert doch kein Schwein. Außerdem können Sie nicht erwarten, dass ich freundschaftliche Gefühle für Sie hege, nachdem Sie nach Strich und Faden die Aufführung meines neuen Stückes an der Josefstadt hintertrieben haben. Wenn Sie nicht gewesen wären, hätte der Intendant das Stück genommen.

Haxenmacher. Ihr Stück passt doch überhaupt nicht ins Programm der Josefstadt. Ich schreibe nicht für die Masse. Ich schreibe für gebildete Menschen. Ganz im Gegensatz zu Ihnen, Sie Krimi-und-Kochbuch-Autor. Was war Ihr letztes opus magnum? Kochen mit Kommissar Kippenberg. Wirklich? Das kann doch kein Mensch ernst nehmen.

Piqué. Aber wir sind schon bei der dritten Auflage. Was man von Ihrem Theseus in Gloggnitz nun nicht gerade behaupten kann. Sie können froh sein, wenn Ihnen ein paar mitfühlende Leser ein Dutzend Exemplare davon abnehmen.

Haxenmacher. Die Zeit dieses Romans wird noch kommen. Vielleicht erst in fünfzig Jahren. Dann werden die Menschen begreifen, was für messerscharfe, treffende Gesellschaftskritik der heutigen Zeit darin steckt.

Piqué. Bis dahin sind Sie schon tot.

Haxenmacher. Aber meine Bücher werden leben. Im Gegensatz zu dem Schund, in den Sie all Ihre Energie stecken. Daran wird sich, fünf Jahre nachdem Sie unter der Erde liegen, kein Mensch mehr erinnern. Und ihr Werk wandert dorthin, wo es hingehört: ins Altpapier.

Piqué. Aber bis dahin werde ich ordentlich Kohle gescheffelt und ein durch und durch dekadentes Leben geführt haben.

Haxenmacher. Sie können Ihre bundesdeutsche Überheblichkeit ruhig zurückschrauben. Wenn das Ihre Ziele sind auf dieser Welt...

Beide schweigen nun, etwas beruhigt. Piqué schlägt die Zeitung auf

Piqué. Mein Gott, sehen Sie sich das an!

Haxenmacher. Was ist denn?

Piqué. Sehen Sie doch: Konrad Marganus, der zweite Mann bei der B&D Group, hat Selbstmord begangen! Sie haben ihn im hinteren Teich des Pötzleinsdorfer Schlossparks gefunden. Da, wo der Wienerwald beginnt, am Stadtrand.

Haxenmacher. Hatte der das denn nötig? Ein schönes Platzl hat er sich jedenfalls ausgesucht, unter den Kastanien. Wild und schattig ist es da draußen. Abends kommen die Rehe mit ihren Jungen, um zu trinken. Ich muss dort immer an die Schilflieder von Lenau denken. Wie heißt es doch? „Auf dem Teich, dem regungslosen/ Weilt des Mondes holder Glanz...“

Piqué. Verschonen Sie mich mit Lenau. Der Marganus regt sich auf jeden Fall nicht mehr. Was für einen Grund hat so jemand, Selbstmord zu begehen? Er hat doch gut verdient.

Haxenmacher. Geld ist nicht alles, mein lieber Piqué. Ihresgleichen fällt es natürlich schwer, so etwas zu begreifen.

Piqué. Klar, es gibt schon andere Dinge auf der Welt, die einen in den Selbstmord treiben können. Frauen, zum Beispiel. Aber das ist schon ein reichlich drastischer Schritt. Und so endgültig.

Haxenmacher. Nicht mehr rückgängig zu machen.

Piqué. Das hab' ich ja gerade gesagt.

Haxenmacher. Steht noch was drin?

Piqué. Nicht wirklich. Schwamm kopfüber im Wasser. Angezogen. Aufgedunsen.

Haxenmacher. Sie – der war doch in der Jury vom Literaturpreis.

Piqué. Sie haben recht. Weiß der Himmel, warum. Hatte doch keinen blassen Schimmer vom geschriebenen Wort.

Haxenmacher. Na, man wollte auch jemanden von außerhalb drin haben. Nicht behaftet von den Vorurteilen der Branche. Frei vom Ballast literarischer Standards, nicht belastet von den Gesetzen dessen, was gute Literatur sei.

Piqué. Davon war er allerdings vollkommen frei.

Haxenmacher. Deshalb haben Sie ja auch gewonnen.

Piqué. Haxenmacher, Sie hätten ihn eigentlich in den Teich stoßen können. Sie hätten ein Motiv gehabt.

Haxenmacher. Werden Sie nicht albern. Der Teich ist weder tief noch groß. Außerdem hat er sich ja selbst umgebracht.

Piqué. Weder tief noch groß – da ist es doch ein lächerlicher Ort, um zu ertrinken, nicht?

Haxenmacher. Vielleicht hat er sich zuerst erschossen, oder erwürgt, und ist dann in den Teich gefallen.

Piqué. Sich erwürgt – Sie sind mir ja ein kreativer Literat.

Haxenmacher. Wollen Sie mich übrigens begleiten? Ich habe versprochen, dem Rabenstein meine Aufwartung zu machen.

Piqué. Wo?

Haxenmacher. Am Kutschkermarkt.

Piqué. Gern, ich schließe mich an.

Haxenmacher ruft nach der Rechnung

2. Szene

Rabenstein, Nachkomme einer der alten Wiener Familien, sitzt an einem der kleinen Eisentische vor dem Fischstand in der Sonne und trinkt Sekt. Seine aquilinisches Nase versinkt dabei jedes Mal im Glas. Hinter ihm hatte sich eine Gruppe junger Frauen beim Brunch versammelt, geschminkt und gestylt, mit Perlenohrringen. Sie bestellen gerade eine zweite Flasche Prosecco, lachen schrill, rufen immer wieder „Ja, genau!“ und quietschen.

Um Rabensteins Tisch herum nehmen immer mehr junge Familien Platz, mit Designer-Kinderwägen im Wert von rund und nett 1.000€. Die Herren tragen grüne oder lachsrosa Shorts und haben die Krägen ihrer Polo-Hemden nach oben geklappt. Ihre Frauen tragen blauweiß gestreifte Herrenhemden mit weißen Krägen, den Kaschmirpulli locker um die Schultern gebunden, und Designer-Jeans. Man unterhält sich über die Vor- und Nachteile bestimmter Kaffeemaschinen.

Haxenmacher. Herr Graf, ich bin außerordentlich erfreut.

Die hageren Züge des Aristokraten erhellen sich

Rabensteiner. Psst! Sie wissen doch, dass das Führen adeliger Titel in diesem Lande nicht erlaubt ist.

Seine eingefallenen Wangen blasen sich für einen Moment zeltartig auf

Haxenmacher. Schade. Dazu ist das Volk nie befragt worden. Wenn die Gesetze es zulassen würden, dass ein Habsburger Bundespräsident werden könnte, wäre Österreich in zehn Jahren wieder eine Monarchie.

Piqué lacht

Haxenmacher. Sie verstehen nichts davon.

Haxenmacher fixiert Piqué und wendet sich dann an Rabenstein

Haxenmacher. Kennen Sie meinen Kollegen, den unverdientermaßen bekannten Autor Hans Piqué?

Rabensteiner. Aber natürlich! Ich gratuliere zum Lachmann-Preis.

Piqué wehrt ab. Sie geben sich die Hand

Rabensteiner. Setzen Sie sich doch, meine Herren.

Mit einer einladenden Geste bietet der Graf Platz an

Rabensteiner. Sie haben da gar nicht so unrecht, Haxenmacher. Erinnern Sie sich an den Staatsbesuch der Queen 1969? Das ganze Tafelsilber wurde aus

dem Hofmobiliendepot geholt, das dort sonst nur in irgendwelchen Schränken verstaubt. Es war wie zu Kaisers Zeiten. Das Volk – und die Medien – haben es geliebt. Sie warten alle im Grunde nur auf die nächste pompöse Feier. Die Stimmung ist da, es gärt. Fehlt nur noch ein neuer Kaiser. Solchen Glanz gab es zum letzten Mal bei der Bestattung von Kaiserin Zita.

Piqué schweigt

Piqué. Haben Sie übrigens gehört, meine Herren, dass der Marganus im Teich ertrunken ist?

Haxenmacher. Haben wir. In dem kleinen Teich?

Piqué. Wenn man ihm vorher eins übergebraten hat, ist eine Pfütze groß genug zum Ersaufen.

Rabensteiner. Da haben Sie allerdings recht. Schade, dass er nicht mehr unter uns weilt. Ich habe ihn verklagt.

Die Schriftsteller sehen Rabenstein an

Haxenmacher. Wegen Ihres Grundstücks in den Weinbergen?

Rabensteiner. Nein. Das bewegte sich zwar auch hart an der Grenze zur Illegalität, aber in dieser Sache konnte ich mich mit der B&D Group einigen. Das war es nicht. Der Mann hat meine Tochter angefahren.

Haxenmacher. und Piqué. Wie bitte?

Rabensteiner. Sie liegt noch im Krankenhaus. Wahrscheinlich wird sie nicht mehr gehen können. Er hat Fahrerflucht begangen. Gott sei Dank hat ein Nachbar das Kennzeichen notiert und der Polizei übergeben.

Piqué. Das ist ja grauenvoll. Das tut mir sehr leid.

Rabensteiner. Marganus war ein Schwein.

Piqué. Hatte der Mann überhaupt Freunde?

Rabenstein zuckt mit den Schultern

Haxenmacher. Entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick. Den schwarzen Schleier da hinten kenn' ich.

Er läuft weg, um eine Frauengestalt abzufangen, die eben am fernen Ende der Gasse vorübergegangen ist.

Haxenmacher. Valentina!

Die Dame mit dem schwarzen Schleier bleibt stehen und wendet sich um. Sie

ist jung, und durch die Gaze kann man erkennen, dass ihre Züge sehr schön sind.

Haxenmacher. Mein herzliches Beileid.

Valentina. Danke dir, Gerhard. Es war keine glückliche Ehe, das weißt du. Gerade die letzten Jahre nicht. Aber wenn so etwas passiert, ist es doch ein Schock. Den Tod darf man niemandem wünschen.

Sie führt ein weißes Stofftaschentuch an die Lippen

Haxenmacher. Kann ich irgendetwas für dich tun?

Sie drückt seinen Arm

Valentina. Du bist immer so ein guter Freund gewesen.

Haxenmacher. Etwas mehr als nur das, hoffe ich.

Sie lächelt schwach.

Valentina. Ich möchte in diesen Tagen nicht allein sein. Kommst du heut Abend zu mir?

Haxenmacher. Ich stehe zu ihrer Verfügung, Madame.

Valentina. 19 Uhr?

Haxenmacher. Ich werde da sein.

Sie nickt sacht. Die Andeutung eines Lächelns auf ihren Lippen, und sie ist verschwunden. Haxenmacher kehrt zu seinen Kollegen zurück.

Rabensteiner. Die Bezirksrätin ist gerade an unserem Tisch vorbeigelaufen, die von den Grünen. Eisige Grüße am Sonntagmorgen. Währing bleibt im Herzen eben doch ein schwarzer Bezirk. Dass sie als erstes die Parkpickerl für Anwohner eingeführt hat, konnte man ihr inzwischen verzeihen. Aber die Herrschaften mit dem Mercedes-Kinderwagen, mit dem handgenähten Ledergriff, haben sich beschwert, weil zwei ihrer Autos für das Straßenfest vor zwei Tagen abgeschleppt worden sind. Sie ist nicht lang geblieben.

Piqué. Ich glaube, ich muss langsam aufbrechen. Die jungen Damen am Nebentisch reden seit einer halben Stunde über Milchschaum.

Haxenmacher. Trinken S' lieber einen weißen Spritzer, das ist besser für den Kreislauf. Sie haben übrigens die Geschichte des Herrn von Rabenstein –

Rabensteiner. Ohne ‚von‘, bitte.

Piqué. – des Herrn Rabenstein zum Immobilienprojekt in den Weinbergen versäumt, während Sie sich mit der schönen Unbekannten unterhalten haben.

Ein wunderbares Gesetz, dass jedes neue Gebäude, das auf ein Weingut gesetzt wird, ein Heuriger sein muss.

Haxenmacher. Ja, ab und an beschließt die Stadt Wien auch sinnvolle Gesetze. an Rabenstein gewandt Aber in Ihrem Fall soll ja kein Heuriger hingebaut werden.

Rabensteiner. Nein, ein kleiner Wohnblock.

Haxenmacher. Was nicht legal ist.

Rabensteiner. Strenggenommen nicht. Aber ein paar teure Diners im Steirer Eck, ein paar Spenden ans städtische Bauamt, und schon hat man die notwendigen Stempel und Unterschriften. Unter Parteifreunden ist alles möglich.

Haxenmacher. Wer trägt das Projekt überhaupt?

Rabensteiner. Woher die Gelder genau kommen, weiß ich nicht. Wahrscheinlich irgendwo aus dem Osten.

Haxenmacher. Warum lassen Sie das denn zu, Rabenstein?

Rabensteiner. Um offen zu reden: Ich brauche das Geld. Von einem Namen allein kann man nicht leben. Es bleibt mir immerhin der schwache Trost, dass es Luxuswohnungen werden – da, gegenüber von der Seniorenresidenz in Döbling.

Haxenmacher. Sie müssen es wissen.

3. Szene

Am selben Abend spricht Haxenmacher bei der verwitweten Frau Marganus vor.

Valentina. Noch in der Tür stehend Findest du es nicht pietätlos, mir unter diesen Umständen eine Flasche Veuve Clicquot mitzubringen?

Haxenmacher. Sie ist eisgekühlt. So kalt, wie das Herz deines Verflossenen. Ich habe dir doch jedes Mal etwas Perlendes mitgebracht. Man darf als Gast nicht mit leeren Händen erscheinen.

Valentina. Ich finde es trotzdem nicht richtig.

Sie gehen in die geräumige Dachgeschoßwohnung. Das Licht der untergehenden Sonne fließt durch alle vier Zimmer und spiegelt sich auf dem neu gelegten Parkett. Haxenmacher hebt die Flasche in die Höhe.

Haxenmacher. Ein Glas trinkst du ja trotzdem mit.

Valentina. Nur, weil es unhöflich wäre, ein Gastgeschenk abzulehnen. Und um zu schauen, ob der Champagner nicht korkt.

Haxenmacher. Das wäre freilich eine Verschwendung. Sieh' mal, mit dieser praktischen Neoprenweste bleiben solche Flaschen noch stundenlang kühl. Kostet knapp unter 20€.

Valentina. Du wirst trivial.

Haxenmacher. Wenn du durch mich endlich die österreichische Staatsbürgerschaft erhältst, mein moskowitischer Engel, wäre das keineswegs trivial. Warum hat sich dein Mann nie darum gekümmert?

Valentina. Am Anfang schien es nicht notwendig. Es kamen immer wieder andere Dinge dazwischen. Und in letzter Zeit, da konnte ich ihn nicht mehr um einen Gefallen bitten. Ich kann es nicht leugnen: Ich bin froh, dass er tot ist.

Der Champagnerkorken springt aus der Flasche. Mit dezentem Gurgeln fließt die edle Flüssigkeit in ihr Glas.

Haxenmacher. Na, siehst du. Jetzt können wir auch endlich heiraten. Wenn du dich benimmst.

Valentina. Darf ich meinen Mann bitte erst begraben und ein wenig um ihn trauern?

Haxenmacher. Wenn du das unbedingt willst. Aber noch letztes Mal haben wir darüber gesprochen, wie schön es wäre, wenn... Eigentlich jedes Mal, wenn wir uns gesehen haben.

Valentina. Eigentlich hast doch eher du davon gesprochen.

Sie stoßen an

Valentina. Sag' ehrlich. Hast du ihn umgebracht?

Haxenmacher lacht

Haxenmacher. Du glaubst auch nicht an Selbstmord?

Valentina. Bei ihm doch nicht. Gerade kam es in den Nachrichten: Bei der Obduktion haben sie ein tödliches Nervengift in seinem Blut gefunden. Vorsätzlicher Mord. Ich wiederhole also meine Frage.

Haxenmacher. Ich hätte es gern getan. Vor allem nach unserem Skype-Gespräch, als er dich vor laufender Kamera an den Haaren gerissen und geschlagen hat. Dieses Gefühl ohnmächtiger Wut kann ich dir nicht beschreiben. Man sieht es, ist aber zu weit weg, um zu helfen. Ich habe nur die Polizei gerufen. Ich glaube, ich bin im Grunde zu feig einen Menschen umzubringen. Aber du?

Valentina. Was?

Haxenmacher. Hast du ihn umgebracht?

Valentina. Eine alberne Frage.

Haxenmacher. So albern wieder nicht.

Valentina. Mehr als einmal hatte ich das Messer schon in der Hand. Als er betrunken auf dem Sofa lag und nichts mehr mitbekam. Aber bei unseren Streitereien habe ich mich damit begnügt, Porzellan zu schmeißen. Außerdem hatte ich die Hoffnung, irgendwann auf die leidigen Visa-Anträge verzichten zu können.

Haxenmacher. Temperamentvolle Frauen sind etwas Wunderbares. Du weißt, dass ich dir viel mehr geben kann als nur die EU-Staatsbürgerschaft.

Valentina. Dann zeig' mir das doch endlich.

Der Schriftsteller läßt sich nicht lange bitten. Als sie wieder angezogen sind, schenkt er ihr ein drittes Glas Champagner ein. Valentina nachdenklich.

Valentina. An sich war er ein anständiger Mensch

Haxenmacher stößt Luft durch die Nase aus

Haxenmacher. Das sagen auch die Angehörigen von Leuten, die in die psychiatrische Klinik eingewiesen werden.

Valentina. Bei ihm stimmt es. Er hatte bei der Finanzierung von dem Immobilienprojekt in den Weinbergen schwere Bedenken.

Haxenmacher. Warum das?

Valentina. B&D war doch schon in den Skandal um den Kaffeesiederball verwickelt gewesen. Als der Besitzer des Café Jena eine Viertelmillion aus der Ballkasse abgezackt hat, um sein Kaffeehaus vor dem Bankrott zu retten. In so etwas wollte er die Firma nie mehr reinreiten.

Haxenmacher. Bestand die Gefahr?

Valentina. Sein Chef, Martensen, finanziert den Bau mit russischem Geld. Kofferweise.

Haxenmacher. Hm. Es gibt doch sicher auch legale Wege, oder nicht?

Valentina. Nicht für eine Immobilie in den Weinbergen. Er hat nie darüber gesprochen, aber um die Firma ist es anscheinend nicht so gut bestellt, wie man meint.

Haxenmacher. Bisher hat doch immer der Staat schützend seine Hand über die B&D Group gehalten.

Valentina. Ja, bisher. Wie gesagt: Ich bin nicht eingeweiht. Komm', leg' mal die Platte von Thelonious Monk auf und lass' uns von was Anderem reden.

Haxenmacher. Von der Zukunft, zum Beispiel?

Valentina. Von der Zukunft. Die eigentlich glänzend aussieht, jetzt, wo das größte Hindernis aus dem Weg geräumt ist.

Mit einem äußerst süßen Lächeln hebt sie ihr Glas und prostet dem Schriftsteller zu.

4. Szene

Steppeneder. Rabenstein, du lebende Leich'! Sieht man dich auch mal wieder!

Die eingefallenen Wangen des Grafen blähen sich vor Nervosität auf wie eine Zeltplane und fallen wieder zusammen. Er sieht zunächst gar nicht, wer ihn da begrüßt, als er das Bierbeisl Anton Franks betritt: Benedikt Steppeneder, die verkraachte Existenz. Dessen Hemd ist schmutzig, die Hosen zerrissen, er ist unrasiert, die Haare sind strähinig.

Rabensteiner. Benedikt, servus.

Steppeneder. Trinkst a Zwickl mit?

Rabensteiner. Es wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben.

Steppeneder. Recht hast.

Rabensteiner. Wie kommt's, dass du der einzige aus unserem ganzen Jahrgang bist, der nie was aus unserem Netzwerk gemacht hat?

Steppeneder. Hab' scho wos draus g'macht. Nur, wie's mich aussig'haut ham bei B&D, da hatt' i freili nix mehr davon.

Rabensteiner. Setz' dich. Ich geb' dir ein Bier aus.

Steppeneder. Donk da.

Rabensteiner. Fair war das nicht, was die damals mit dir g'macht haben.

Steppeneder. Du, damals bin i no verkehrt mim Marganus, sogar mim Martensen auf du und du. So groß ist die Firma ja a wieder net. Und auf einmal, wo die Krise kommen is, wollen die nix mehr von mir wissen. ‚Entbehrlicher Posten‘, hieß es. Die Formulierung vergess' i mei Lebtag net. Und de Schweinehund' ham mi afach aussig'haut.

Rabensteiner. Schad' is. Verdient hast es nicht. Du warst doch ein treuer, ehrlicher Mitarbeiter – wie sagt man? A braver Hackler! schmunzelt Aber warum hast du nicht eine andere Stellung gefunden? Du hast Erfahrung, bist studiert. Hätt'st eigentlich was finden müssen.“

Steppeneder. Geh', ich bitt' dich – mit über 50. Dich wü doch ka Personaler net. Sitz' i hoit da im Beisl. Hob a mei Unterhaltung.

Der Kellner bringt zwei große Zwickl.

Rabensteiner. So so.

Steppeneder. Freilich. Unter uns: I bin froh, dass i rechtzeitig aus dem Saftladen raus bin.

Rabensteiner. Aus B&D? Das ist doch ein respektables Unternehmen!

Steppeneder. Dös denkt ma. Bei dena war die Kacke am Dampfen. I hob mi no vor a paar Tog mitm Marganus troffen.

Rabensteiner. Mit dem Marganus? Du weißt, dass er tot ist?

Steppeneder. Der Marganus? Na!

Rabensteiner. Im Teich von Pötzleinsdorf haben sie ihn gefunden. Vorsätzlicher Mord.

Steppeneder. Na – Mord? Jetzt macht ollas an Sinn.

Rabensteiner. Einen Sinn macht es eigentlich nicht, Benedikt. Erklär' mir das.

Steppeneder. No, freili. Hab eahm no vor a paar Tog g'sehn. Blaß war er. Glücklich war der net. Z'erst sogt er kaa Wort net. Dann, auf amol, wia er mitm zwoaten Krügerl fertig is, fängt der vom oidn jüdischn Friedhof an. Am Währinger Park, was abg'sperrt is. Wo ma nua mit ana Sondergenehmigung nei deaf und mit an Bauhelm, weil ois dort hinig is. Die Gräber könntn jederzeit umstürzn, ois is völlig überwuchert. Die Bäum' wachsen ja scho seit fünfzig Joa aus die Gräber raus. Da woan die Übergaben.

Rabensteiner. Wer hat sich übergeben?“

Steppeneder. Heast, dort ham s' eahm die Koffer übergebm, mit die hunderttausend' Euro.

Rabensteiner. Wofür denn?

Steppeneder. No, für die Wohnungen am Weinberg, für die Luxus-Häuserln. Es ging net nur um dies ane Projekt, es ging um die Sanierung von der ganzen B&D Group. Die ham sich verspekuliert und waren schwer angeschlagen.

Rabensteiner. Ging's denen so schlecht?

Steppeneder. Laut Marganus kracht der Laden wie a Kaisersemmel.

Rabensteiner. Von wem war denn das Geld? Na, von wem schon? Direkt aus Moskau, halt. Von der Russenmafia. Dafür hams dafia a klane G'fälligkeit verlangt. Der Martensen war dazu bereit. Der Marganus net.

Steppeneder. War der Marganus am End' doch ein anständiger Kerl?

Steppeneder. Na, dös wär' zuviel der Ehr'. Erzählt hat er von an jungen Mäd-
del, das er ang'fahren hat. Er wollt' a Abfindung zahlen, völlig wirr war er am
Schluss. Wusst' am End' vor lauter Angst net, wo eahm der Kopf steht. Anstän-
dig war der net, oba besser ois ma glaum.

Rabensteiner. So – eine Abfindung wollte er zahlen? Und er wusste, dass es bei
B&D ans Eingemachte ging.

Steppeneder. Er wollt' zur Staatsanwaltschaft. Selbstanzeige. Dann wär' natürlich
ois aufg'flogn.

Rabensteiner. Und deshalb hat Martensen ihn vergiftet.

Steppeneder. Geh' bitte, so a CEO macht des ned selba. Der lasst machn. Da
Arm von da russischen Mafia is lang. Den Trotzki hams damals in Mexiko mit
an Eispickel abg'stochen. Und den Litwinenko hams mit Polonium vergift'.
Und mim Marganus war's ähnlich. Mit der Puffn hams ihn zwungen, des Gift
zu schlucken. Schon auf dem Friedhof oder erst am Teich.

Rabensteiner. Sprichst du von der russischen Mafia oder von der Regierung?

Steppeneder. I glaub' ned, dass ma da immer so genau unterscheiden kann.

Rabensteiner. Na, wenn der lange Arm vom Russen bis nach Wien reicht, muss
die Polizei aber was machen. Wärest du zu einer Aussage bereit?

Steppeneder. Nur, wenn du no a Zwickl zahlst.

Rabensteiner. Passt. Aber heut noch.

5.Szene

Am nächsten Morgen sitzen Haxenmacher und Piqué bei etlichen Briochekipf-
erln im Café am Aumannplatz.

Haxenmacher. Haben Sie das gelesen? Der Martensen ist vorläufig festgenom-
men worden!

Piqué. Der Chef von B&D? Hab' ich's doch gewusst, dass der Dreck am Stecken hat, der alte Schlawiner! Wo haben sie ihn erwischt?

Haxenmacher. Am Flughafen. Terminal drei. Von dort gehen doch die meisten Flüge nach Deutschland ab.

Piqué. Was hat das denn damit zu tun?

Haxenmacher. Gar nichts, mein lieber Piqué.

Piqué. Haxenmacher, überwinden Sie sich und schreiben Sie doch eine kleine Geschichte darüber. Sie werden sehen, Krimis verkaufen sich.

Haxenmacher. Nein. Wenn ich einen Rat von Ihnen annehmen würde, müsste ich Sie erst einmal respektieren. Und das tue ich nicht.

Piqué. Sie wollen mir das Feld überlassen? Die Fakten sind mir noch nicht alle gegenwärtig. Aber wo die Fakten fehlen, hilft die Fantasie.

Haxenmacher. Nach Ihnen, Herr Kollege. Mit einem Krimi können S' mich jagen. Es gibt ohnehin schon viel zu viele Krimis.

Bernhard Heinrich

Der Dings

(30. Dez. 2016)

Personen: Wagner, Hauser

Wagner. Schöne Grüße vom Dings. Na, jetzt ist mir der Name entfallen.

Hauser. Meinst du vielleicht den Simmerl?

Wagner. Ist das so ein Großer Dicker?

Hauser. Nein, ein Kleiner Dünner.

Wagner. Dann ist das nicht der Dings.

Hauser. Ein großer Dicker... Keine Ahnung wer das sein könnte. Wo hast du ihn denn getroffen?

Wagner. Im „Roten Ochsen“.

Hauser. Ein Großer Dicker im „Roten Ochsen“? Ich gehe sehr selten in den „Roten Ochsen“, dort schmeckt mir das Bier nicht. Die haben nur dieses Brechreizentaler Bier und das schmeckt mir nicht.

Wagner. Aber die Küche ist gut.

Hauser. Ja, die Küche ist gut. Deshalb gehe ich doch manchmal in den „Roten Ochsen“.

Wagner. Der Schweinsbraten ist ein Gedicht, und das Wiener Schnitzel auch. Der Dings hat auch ein Wiener Schnitzel gegessen und ein Krügel Brechreizentaler Bier dazu getrunken.

Ich gehe auch gerne in den „Roten Ochsen“, weil er gleich in der Nähe der Kirche liegt. Nach der Messe gehe ich immer in den „Roten Ochsen“ und esse meinen Schweinsbraten.

Hauser. Und dabei hast du den Dings getroffen.

Wagner. Ja, der ist fast jeden Sonntag im „Roten Ochsen“.

Hauser. Und der hat mir schöne Grüße ausrichten lassen?

Wagner. Ja.

Hauser. War das vielleicht der Zitterbart? Das ist auch so ein Großer, Dicker.

Wagner. Nein, den Zitterbart kenne ich. Der ist ja nie im „Roten Ochsen“.

Hauser. Eigentlich nicht. Hätt' ja sein können. Den Zitterbart kenn' ich aber gut. Hätt' ja sein können, dass mich der Zitterbart grüßen lässt.

Wagner. Von wo kennst du eigentlich den Zitterbart?

Hauser. Vom Turnverein. Weil er so groß und dick war, war er der schlechteste Turner. Er wollte aber immer abnehmen, drum ist er immer wieder in den Turnverein gekommen.

Wagner. Ja, der Zitterbart. Der geht aber mehr in die „Blaue Gans“ als in den „Roten Ochsen.“

Hauser. Deshalb hätt' s mich auch gewundert, wenn 's der Zitterbart gewesen wäre.

Wagner. Nein, der Zitterbart war's nicht. Der Zitterbart trägt ja nie einen Trachtenanzug. Der Dings hat aber einen Trachtenanzug getragen.

Hauser. Ein Großer, Dicker mit einem Trachtenanzug. Nein, ich komm' nicht drauf.

Wagner. Er hat erzählt, dass er dich vom Gesangsverein kennt.

Hauser. Im Gesangsverein war ich schon lang nicht mehr.

Wagner. Warum nicht?

Hauser. Weil ich mich mit dem Gartler nicht versteh'.

Wagner. Das wundert mich nicht. Der will immer anschaffen und nix ist ihm recht.

Hauser. Ein Despot ist das! Er hat mich in den Proben immer allein singen lassen und dann hat er gelacht, wenn ich aus Aufregung falsch gesungen hab'.

Wagner. Ich mag ihn auch nicht. Ich sing' schon lang nicht mehr im Chor. Mir g'fällt auch nicht, dass die immer dasselbe singen, immer die alten Sachen, nie was Modernes.

Hauser. Sogar der Herr Pfarrer hat sich schon beschwert, „sie singen ja immer dasselbe“ hat er zum Gartler g'sagt. Und der Gartler hat zur Antwort geben, „alt aber gut“.

Wagner. Mit dem kann man nicht reden, keine Einsicht. Drum sing ich auch nicht mehr mit.

Hauser. Aber der Dings singt noch mit?

Wagner. Schaut so aus.

Hauser. Na, so was, ein Großer, Dicker mit an Trachtenanzug.

Wagner. Den Herrn Lehrer kennt er gut.

Hauser. Den Herrn Lehrer? Ein Großer Dicker, der in den „Roten Ochsen“ geht und in den Gesangsverein und der den Herrn Lehrer gut kennt? Der Öllinger!

Wagner. Na, der Öllinger ist es nicht, der ist doch schon vor 10 Jahren nach Australien ausgewandert.

Hauser. Ach ja, der ist ja ausgewandert. Der hätt's aber sein können. Ein Großer, Dicker war er und in den „Roten Ochsen“ ist er auch gegangen. Vielleicht ist der Öllinger von Australien zurückgekommen und hat mich grüßen lassen?

Wagner. Na, den Öllinger kenn' ich, der war's nicht, der ist schon vor zehn Jahren nach Australien ausgewandert.

Hauser. Wir können ja den Herrn Lehrer fragen, ob er einen großen Dicken kennt, der im Gesangsverein singt und oft in den „Roten Ochsen“ geht.

Wagner. Ja, das können wir machen. – Aber der Lehrer ist grad auf Kur.

Hauser. So? Was fehlt ihm denn?

Wagner. Mit dem Kreuz hat er's.

Hauser. Ah, mit'm Kreuz.

Wagner. Mit'm Kreuz haben's viele. Der Schuster, mein Schulkollege hat's auch mit dem Kreuz.

Hauser. Jetzt hat's nicht nur der Herr Lehrer, sondern auch die Schüler vom Lehrer mit dem Kreuz.

Wagner. Ja, also den Lehrer können wir auch net fragen wer der Dings ist, wenn er auf Kur ist.

Wir können nur mehr eins machen, wir gehen beide in den „Roten Ochsen“ und ich zeig' dir den Dings.

Hauser. Interessieren tät's mich schon, wer der Dings ist.

Wagner. Na, dann gehen wir halt nächsten Sonntag in den „Roten Ochsen“. Der Dings ist sicher wieder da.

Hauser. Glaubst?

Wagner. Ja, sicher.

Hauser. Na, gut. Aber das Brechreizentaler Bier mag ich halt so gar nicht.

Wagner. Halt, da fällt mir ein, der Dings hat gar nicht dich gemeint, er hat den Kredler schön grüßen lassen.

Hauser. Na, was ist denn los mit Dir? Zuerst fällt dir der Dings net ein und jetzt stellt sich heraus, dass der Dings den Kredler schön grüßen hat lassen und gar nicht mich.

Wagner. Ja, des ist jetzt blöd.

Hauser. Aber weißt was, jetzt interessiert mich das. Am Sonntag gehen wir beide trotzdem in den „Roten Ochsen“ und du zeigst mir den Dings.

Wagner. Ja, gut, das machen wir. Vielleicht werdet ihr noch Freunde.

Bernhard Heinrich

Eine Geburtstagsüberraschung

(22. Nov. 2016)

Er war ein kleiner, vitaler Mann, der zur Korpulenz neigte, jenseits der Siebzig und nicht mehr ganz gesund. Dass er an Bluthochdruck litt, war ihm bekannt

Dieser Umstand verdarb ihm zwar die Laune, aber nicht so sehr, dass er seine Lebensgewohnheiten bedeutend geändert hätte, im Gegenteil, gerade deshalb wollte er an allem fest halten, was ihm noch Freude machte.

Seit vielen Jahren schon dirigierte er die Dorfmusikkapelle Diese Rolle gefiel ihm sehr gut. Sie gab ihm Inhalt, Aufgabe und Autorität. Er konnte sich damit auch von seiner Familie ganz offiziell emanzipieren und hatte sich damit einen zusätzlichen Freundeskreis geschaffen, dessen Mittelpunkt er war. Natürlich war die Funktion auch mit Belastungen und Aufregungen verbunden, die er aber gerne auf sich nahm.

Obwohl er manches Mal seine Kräfte schwinden fühlte und ihm bei den Proben in letzter Zeit öfters übel wurde, hielt er an seiner Aufgabe fest. Ihr Verlust hätte ihn zu sehr geschmerzt. Dass er nicht mehr jung und gesund war, wollte er sich nur ungern eingestehen, und was wäre denn sonst noch übrig geblieben?

Deshalb war es ihm auch wichtig, seinen Geburtstag im Kreise seiner Musiker zu feiern. Zuerst wurde das bald bevorstehende Konzert geprobt, dann wurde es lustig und es ging hoch her. Die Musiker überreichten ihm ihre Geschenke, zumeist Alkoholisches. Sie wussten, das würde verlässlich konsumiert werden; man klopfte ihm auf die Schulter, lachte, scherzte, aß und trank mit ihm. Das gefiel ihm, er war bester Laune und sprach der Stelze genussvoll zu, welche ihm serviert wurde. Nachher wurde ihm wieder übel, doch das verdrängte er.

Es wurde spät, bis er sich von seinen Freunden verabschiedete, die Lichter erloschen, und die fröhlichen Stimmen verklangen allmählich in Abschiedsgrüßen. Beim Konzert würde er sie bald alle wieder sehen.

Er stieg ins Auto, fuhr durch die nächtlichen Straßen nach Hause und ließ die angenehmen Stunden noch einmal in Gedanken vorüber ziehen.

Es war wieder sehr lustig gewesen, an die Übelkeit dachte er nicht mehr. Er hatte sich sehr über die Glückwunschkarte mit den Unterschriften seiner Musiker gefreut. Es waren so liebe Menschen. Manche kannte er schon seit Jahrzehnten, etwa Mahringer. Sie waren im selben Jahr in die Kapelle eingetreten. Das war nun

schon ewig her. Und heute noch waren sie beide dabei, Mahringer als Klarinettist und er als Kapellmeister. Mahringer war alt geworden. Gegen Mahringer wirkte er noch wie ein Jüngling, obwohl Mahringer ein Jahr jünger war als er. Und dick war er geworden. Seine eigene Korpulenz fiel ihm nicht auf und er fand sie nicht störend. Dann dachte er an das bevorstehende Konzert. Der Trompeter hatte das Eingangssignal im Florentiner Marsch nicht zu seiner vollsten Zufriedenheit gespielt. Es sollte vor dem Konzert unbedingt noch einmal geprobt werden, das war ihm sehr wichtig.

In solchen Gedanken näherte er sich seinem Haus. Schon war er da, öffnete das Garagentor mit der Fernbedienung, stellte das Auto ab, wollte aussteigen- und bekam einen Herzinfarkt. Die Schmerzen waren rasend, Todesangst stieg in ihm hoch, die noch dadurch verstärkt wurde, dass niemand in der Nähe war. Niemand konnte ihm helfen, die Musiker nicht und nicht die Familie, die ahnungslos im nahen Haus schlief..

Am nächsten Tag fand ihn die Frau im Auto sitzend. Alles war vorbei. Was ihn gestern noch so selbstverständlich umgeben hatte, war in wenigen Augenblicken verschwunden, um niemals wieder zurück zu kehren.

Das Konzert wurde von einem anderen Kapellmeister übernommen. Man sagte nachher, er hätte seine Sache sehr gut gemacht.

Bernhard Heinrich

Meinungsumfrage

(14. Mai 2010)

(Das Telefon klingelt)

Frau Selig. Hallo?

Männliche Stimme. Grüß Gott, spreche ich mit Frau Malvine Selig?

Selig. Ja, am Apparat. Wer spricht denn, bitte?

Stimme. Dr. Fuchs. Es geht um folgendes: Das Sozialministerium macht eine Umfrage. Wir wollen wissen, wie es der Bevölkerung geht, um entsprechende Verbesserungen vornehmen zu können. Wir haben viel vor. Hätten Sie ein paar Minuten Zeit. Ihre Meinung ist uns wichtig.

Selig. Ja, aber gerne. Ich weiß ohnehin nicht, was ich den ganzen Tag tun soll.

Fuchs. Dann kann es ja losgehen. Wie alt sind Sie denn, Frau Selig, wenn ich fragen darf?

Selig. Fünfundachtzig.

Fuchs. Fünfundachtzig? Dafür haben Sie aber noch eine sehr jugendliche Stimme.

Selig. Dankeschön. Das ist aber ein nettes Kompliment.

Fuchs. Und Sie wohnen alleine?

Selig. Ganz alleine. Stellen Sie sich vor, mein Mann ist schon vor dreißig Jahren gestorben. Das war so ein guter Mann! Bei der Eisenbahn ist er gewesen, immer pünktlich, nie geraucht, nie getrunken, nie gespielt. Das Geld hat er immer verlässlich nach Hause gebracht, auf die Kinder hat er geschaut, und auf einmal bekommt er Krebs. Wie er es gemerkt hat, war es schon zu spät.

Fuchs. Sehr betrüblich.

Selig. Na, und ich bin da gestanden mit dem Franz und der Maria.

Fuchs. Die Kinder besuchen Sie noch regelmäßig?

Selig. I wo! Das ist ja das Undankbare. Ich hab dem Franz so zugeredet, daß er auch zur Eisenbahn gehen soll und was Anständiges wird, was Sicheres hat, aber Jazzmusiker wollte er werden. Eine Zeitlang ist er mit einer Band herumgezogen, dann hat sie sich aufgelöst und der Franz ist da gestanden, weil er nicht auf mich gehört hat. Heute ist er Hilfsarbeiter und ich muß ihn finanziell unterstützen.

Fuchs. Haben Sie eine Pension?

Selig. Ja freilich, von meinem Mann.

Fuchs. Wo bewahren Sie Ihr Geld auf, zu Hause oder auf der Bank?

Selig. Gehens mir mit der Bank, das sind doch alle Betrüger und Verbrecher. Zu Haus hab ich das Geld natürlich, in eine Schuhschachtel unterm Bett. Da kann ich mir auch gleich immer so viel nehmen wie ich will. Mit dem Bankomatklumpert kenne ich mich ja nicht aus.

Fuchs. Und haben Sie sonst noch Wertgegenstände?

Selig. Was meinen Sie?

Fuchs. Wertgegenstände, Ringe, Ketten, Münzen?

Selig. Den Hochzeitsschmuck hab ich noch. Der war damals teuer. Und den Schmuck von meiner Mutter. Der Maria hab ich zu ihrer Hochzeit nur die

Perlenkette von der Großmutter geschenkt, sonst ist alles noch da, der Diamantring, die Goldkette und die Ohrringe. Die Maria kommt ja auch kaum mehr vorbei, seitdem wir uns wegen dem Patrick gestritten haben. Wissen Sie, man soll sich ja nicht drein mischen, aber wie die den Buben verzogen haben, da hab ich nicht mehr zuschauen können. Alles hat er gekriegt, Computer, Playstation, Handy. Wir haben unsere Kinder nicht so verzogen, darum ist auch etwas geworden aus ihnen, aus dem Franz eigentlich nicht, aus der Maria eigentlich auch nicht, aber das war nicht unsere Schuld. Wir waren immer anständige Eltern. Wissen Sie, die Maria trinkt ein bisserl, darum hat sich ihr Mann von ihr scheiden lassen.

Fuchs. Traurig, traurig, aber so etwas höre ich immer wieder. Jedoch zurück zu unserer Umfrage. Fahren Sie öfter auf Urlaub?

Selig. Ja, auf den Semmering, schon seit 50 Jahren, da sind wir schon hin gefahren wie mein Mann noch gelebt hat.

Fuchs. Wann fahren Sie den wieder auf Urlaub? Wir brauchen diese Information, wegen der Statistik.

Selig. Sehr bald, im nächsten Monat ist es wieder so weit.

Fuchs. Das Datum müssen wir ganz genau haben, Frau Selig, also an welchem Tag fahren Sie ab und an welchem Tag kommen Sie zurück?

Selig. Vom 20. bis 30. Juni. Ich freu mich schon so darauf. Ich bin immer in derselben Pension und die kennen mich schon alle. Die Reichenbachers sind ja so liebe Leute und den kleinen Florian hab ich so gerne, viel lieber als mein eigenes Enkerl. Der Urlaub tut mir so gut, ich komm' immer ganz erfrischt zurück. Und der Dakommher ist ja auch so goldig.

Fuchs. Der Dakommher?

Selig. Na, der Hund. Die Reichenbachers haben ihn Dakommher getauft, jetzt müssen sie nicht extra da komm her rufen, wenn der Hund nicht folgt. Wollen Sie vielleicht auch einmal Urlaub bei den Reichenbachers machen? Ich kann Ihnen die Adresse geben, Herr Doktor?

Fuchs. Nein danke, sehr lieb von Ihnen. Und nun zu den Sicherheitsanlagen. Wir machen uns nämlich Sorgen um die Sicherheit der Bevölkerung. Haben Sie neue Türen mit modernen Schlössern?

Selig. Nein, leider nicht. Der Hausherr lässt das Haus ja so verkommen, Stellen Sie sich vor, das Haustor hat nicht einmal eine Gegensprechanlage. Jeder kann rein!

Fuchs. Sehr gut.

Selig. Wie bitte?

Fuchs. Unglaublich, wollte ich sagen. Ich fasse also zusammen: Sie sind 85 Jahre alt, leben alleine haben Geld und Schmuck in der Wohnung aber keinen Safe, fahren vom 20.-30. Juni auf Urlaub und das Haus hat keine Gegensprechanlage.

Selig. Ganz genau.

Fuchs. Danke, Sie haben uns sehr geholfen. Meine Mitarbeiter werden sie bald besuchen.

Selig. Hören Sie, wollen Sie nicht vielleicht doch die Adresse von den Reichenbachers? Aufgelegt. Welche Mitarbeiter hat er denn gemeint, ich hab' ihm doch eh alles gesagt, was er wissen wollte.

Ein feiner Mensch war das, und so höflich, wie er zu gehört hat und alles hat ihn so interessiert, was ich gesagt hab'. Ja, ja, so freundliche Menschen sind selten geworden.

Bernhard Heinrich

Restaurant Alzheimer

(17. März 2018)

Ober. Was darf ich Ihnen bringen?

Gast. Ich hätte gerne ein Wiener Schnitzel.

Ober. Ja, einen Schweinsbraten. Und was darf ich zum Trinken bringen?

Gast. Ich habe nicht Schweinsbraten gesagt, sondern ein Wiener Schnitzel.

Ober. O ja, natürlich, einen Rostbraten.

Gast. Nein, ein Wiener Schnitzel

Ober. Ja, ein Wiener Schnitzel, ist mir das peinlich. Wissen Sie, ich bin in letzter Zeit etwas vergesslich.

Gast. Kann vorkommen. Also ein Wiener Schnitzel und ein Krügel Bier.

Ober. Zum Trinken wollen Sie nichts bestellen?

Gast. Habe ich ja gesagt, ein Krügel Bier.

Ober. Ja, natürlich, einen Almdudler

Gast. Nein, ein Krügel Bier.

Ober. Ach ja, ein Krügel Bier. Und was wollen Sie dazu essen?

Gast. Ein Schnitzel! Hören Sie schlecht?

Ober. Ja, das auch. Wissen Sie, ich stehe schon knapp vor der Pensionierung, früher ist alles besser gegangen, da habe ich mir alles auswendig gemerkt, die Getränke und die äh...

Gast. Speisen...

Ober. Wie, bitte?

Gast. Die Speisen

Ober. Welche Speisen?

Gast. ...die Sie den Gästen gebracht haben.

Ober. Ach so, ja, also das ging jedenfalls damals viel besser. Von ganzen Hochzeitsgesellschaften habe ich mir jede, äh...

Gast. Bestellung

Ober. Sie wollen noch etwas bestellen?

Gast. Nein, Sie sagten, früher haben sie sich von ganzen Hochzeitsgesellschaften die Bestellung gemerkt.

Ober. Ja, wirklich, ich war berühmt dafür. Noch Wochen später konnte ich mich an die...

Gast. Bestellung...

Ober. ...erinnern, wenn der...

Gast. Gast.

Ober. Ja, wenn der Gast wieder das Lokal betreten hat.

Gast. Also, jetzt scheint das nicht mehr so gut zu funktionieren.

Ober. Naja, man wird ein bisschen alt. Aber jetzt habe ich wieder alles: Ein Wiener Schnitzel und ein Krügel Bier.

Gast. Genau.

(Nach dem Essen)

Gast. Ober, zahlen!

Ober. Ja, komme gleich. (Kommt mit dem Rechenblock). Das war einmal ein Wiener Schnitzel...

Gast. Nein, ich hatte ein Fiakergulasch.

Ober. Entschuldigen Sie, ich habe Ihnen ein Wiener Schnitzel mit Erdäpfelsalat serviert.

Gast. Daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich glaube, ich habe ein Fiakergulasch gegessen.

Ober. Nein, es war ein Wiener Schnitzel.

Gast. Sollte ich mich irren? Das könnte schon sein. Wissen Sie, meine Frau hat mich schon öfters darauf aufmerksam gemacht, dass ich mich nach dem Essen nicht mehr erinnern kann, was ich gegessen habe und auch nicht, was ich getrunken habe. Ich glaube, ich habe einen Grünen Zweigelt getrunken.

Ober. Einen Grünen Zweigelt können Sie keinen getrunken haben, So etwas gibt es nicht. Vielleicht einen Grünen Veltliner? Wenn ich nicht irre, haben Sie aber ein Krügel Bier getrunken.

Gast. Jetzt kann ich mich an gar nichts mehr erinnern. Schade, dass Sie schon das Geschirr und das Glas weggetragen haben, dann hätte man rekonstruieren können, was ich gegessen und getrunken habe.

Ober. Ach so, ich habe schon abserviert? Das ist mir gar nicht aufgefallen.

Gast. Vielleicht hat der Herr am Nebentisch etwas gesehen. (Zum Gast am Nebentisch). Entschuldigen Sie, wenn ich störe, haben Sie zufällig gesehen, was ich gegessen und getrunken habe?

2. *Gast.* Ja, ein Wiener Schnitzel mit Erdäpfelsalat und ein Krügel Bier.

Gast. Toll! Sie haben uns sehr geholfen, wir haben es nämlich beide vergessen. Wieso haben Sie sich das gemerkt?

2. *Gast.* Weil ich selbst schon einen Hunger habe, habe ich immer zu Ihnen hinüber geschaut. Ich habe schon lange vor Ihnen bestellt und mein Essen ist noch immer nicht da. Da kriegt man einen Neid.

Ober. Ach ja, wirklich, auf Sie habe ich total vergessen! Sie wollten einen Kalbsbraten mit gemischtem Salat, stimmt 's?

2. *Gast.* Nein, Zwetschgenknödel! Ich geb 's auf, Ich gehe in ein anderes Lokal. (Verlässt verärgert das Restaurant)

Ober: (Zum 1. Gast) Wissen Sie, manche Leute sind so ungeduldig. Ich hätte ihm die Grammelknödel jetzt gleich gebracht.

Schatten im Rosa

Eine halbe Stunde gönnt sich Elli jetzt, wäre schade, diesen Blüten-Furor an der Uferpromenade nicht zu genießen, hier, auf einer Bank am Spielplatz. Grandios, die im Frühling aufgesetzten Lichter der Magnolien und anderer, sonst eher unscheinbarer Bäume und Sträucher. Diese Farben, auch Düfte! Die Natur weiß eben, wie sie die Fortpflanzung befeuern kann und sich Bienen und anderes Getier dienstbar macht. Großes Lob verteilt Elli auch an die Stadtgärtner und ihre Blumenkunst bei der Gestaltung von Verkehrsinseln, allerdings hätte sie mit dem Auto gerade beinahe eine touchiert. Fast eine Slapstick-Szene, wo aber meistens ein Mann einer hübschen Frau nachschaut und peng!, prallt er an einen Laternenpfahl. Schon gefühlte hundert Mal gesehen, lacht Elli dabei trotzdem immer wie vorprogrammiert. Unwillkürliche Reaktionen gehören einfach zur menschlichen Natur, auch die Hormonsteuerung, sagt sie sich jetzt. Das Testosteron zum Beispiel, so wunderbar es sich für beide Geschlechter auswirken kann, so sehr vernebelt es manche männlichen Hirne. Besonders im Frühling oder bei schwüler Hitze – siehe die täglichen News dann. Ein auf den ersten Blick harmloses Erlebnis einer Freundin drängt sich nun ihrem inneren Bildschirm auf.

Mara, bei einer Party zum Abschluss dieses Limnologen Kongresses. Hatte daheim gefunden, sie müsse sich nach diverser Unbill wieder einmal in Schale werfen, ein bisschen Diva spielen. Extravagant würde sie auftreten, auch mit hochhackigen Schuhen. Was sie zwar zu teuren Taxifahrten zwänge, aber für ein aufbauendes Bad in Blicken und Komplimenten wäre das doch wieder mal drin.

Ein Mann nun neben ihr, er beginnt ein Gespräch über das in Mitteleuropa erstmals 1973 im Kraiger See bei St.Veit an der Glan installierte Olszewski-Rohr. Gerne steigt sie darauf ein, obwohl sie ein undefinierbarer Zug um seinen Mund kurz irritiert hat. Aber alles locker, keine intimen Absichten auch beim verplauderten Wein zu erkennen, daher Zusage, sich in der nächsten Woche mit ihm in einem Cafe zu treffen. Über ihre Erfahrungen mit einem solchen Gerät im Piburger See im Ötztal und anderswo wollen sie reden. Mailadressentausch also, salopp, doch chic gekleidet mit frech-grüner Hose, weißer Jeansjacke und Sneakers, erscheint sie am vereinbarten Treffpunkt. Er fix vergeben, sagt er ungefragt, gut so, Freundschaft vielleicht, und sowieso kein Mann für sie, das hat sie ja instinktiv vom ersten Augenblick an gespürt. Das winzige Quäntchen Eros, vielen Begegnungen zwischen Männern und Frauen haftet es an, stört Mara nicht. Eher schon sein leichtes Zusammenzucken bei seiner Altersfrage, die sie ehrlich mit Vierzig

plus beantwortet. Er zwar einiges jünger, sieht jedoch nicht so aus, findet sie, behält das aber höflicherweise für sich. Man trennt sich nach einer guten Stunde mit der vagen Aussicht auf ein weiteres Gespräch. Nach einer Woche sein Mail. Interessant sei es mit ihr gewesen, ein neuerliches, baldiges Treffen wünsche er sich. Aber bitte dieses Mal etwas femininere Kleidung, doch natürlich keine derart aufsehenerregende wie bei der Party. Dort habe sie sämtliche Männerblicke auf sich gezogen, und das müsse nun ja nicht mehr unbedingt sein.

„Ich bin vor Wut rot angelaufen! Was nimmt sich dieser freche Kerl nach so kurzer, oberflächlicher Bekanntschaft wie selbstverständlich heraus?!“, hatte Mara empört ins Telefon geschraubt. „Der hat sie doch nicht alle, ist ein Unterdrücker alter Schule, wie er im Buche steht! Aber nicht mit mir.“ Im Retourmail hatte sie ihn jedenfalls einen unsensiblen, typischen Macho genannt. Mit so einem wolle sie nichts, aber auch gar nichts zu tun haben.

Gelacht haben wir dann sogar über diesen Anti-Frauenverstehler, erinnert sich Elli, während sie jetzt zwei Kleinkinder beobachtet. Reizend, mit welchem Eifer der Bub den Sand in sein Kübelchen schöpft, das Mädchen sieht zu. Auweh – jetzt reißt sie ihm die kleine Plastikschaufel aus der Hand, vergeblich sein Wehren! Und nun kriegt er auch noch eins aufs Dach. Weinend läuft er zu seiner Mutter auf der Bank nebenan. Ihr Handy, gerade noch hat sie darauf herumgewischt, steckt sie in die Jackentasche und gemeinsam geht es zurück zur Sandkiste. Dem Mädchen wird das Schaufelr etwas unsanft genommen, ihr Plärren scheucht nun auch ihre Mutter auf. Zum Glück aber dann doch nur ein paar Worte, keine, wie von Elli befürchtet, „erwachsene“ Eskalation. Entspannung gelingt auch durch einen Keks für die Kleine, das nachfolgende Schaukeln lenkt endgültig ab. Sandkiste und Schaufel sind aber nun auch für den Buben nur mehr kurz interessant, er will auch hutschen. Und jetzt zeigen sie es dieser Mädelrpartie so richtig, höher und höher geht der von Mami angeschubste Flug auf der Schaukel nebenan. Endlich geben das nicht ganz so mutige Mädchen und seine Mutter auf.

Elli fallen unwillkürlich Politiker, auch die Medien ein. Sie wundert sich nun noch weniger über das derzeit besonders intensiv daraus hervorquellende, gegenseitige Aufschaukeln und Beschuldigen. Nicht aber, dass das international schon wieder dazu führt, Völker glauben zu machen, nur ein Krieg löse ihre Probleme, fürchtet sie und denkt auch in Floriani-Prinzip-Manier an den anderswo bereits viel zu lange tobenden Kampf. Wird die Masse der Menschen nie gescheiter? Zivilisatorischer Lack ist extrem schnell abgekratzt; ein Faktum, klar. Keinesfalls will sie aber glauben, Fortschritt entstünde nur durch rigides Beherrschen, Über-

trumpfen, Neid und die daraus resultierenden Kriege und Siege, egal, ob national oder privat. Ein Krieg zieht andere nach sich – ein unguter, doch nicht ganz zu leugnender Gedanke. Nach einem letzten, rosa Magnolienblick begleitet er sie als bedrohlicher Schatten nach Hause.

Renate Katzer

Flucht

der Mann musste weinen
Männertränen, rar und salzig
seine junge Frau, blass
und schwach auf den Beinen

ein Bündel lag bereit
mehr trugen sie nicht
jemand drängte
verwies auf die drohende Zeit

der Esel war gut
ließ sich beladen
er wusste nicht viel
der Mann fasste wieder Mut

das Kind schlief
die Mutter hatte die Brust gegeben
es war ihr noch fremd
der Sand war kalt und tief

die Wüste mit endlosen Weiten
sie hielten sich an den Sternen fest
und sprachen kein Wort
und wussten es nicht zu deuten

wohl aber das Kind
es schlug die Augen auf
und die Mutter erschrak und ahnte
dass dessen Wege gezeichnet sind

Am Rand

Eisiger Nordostwind fegt über die Ebene der Mesara. Es ist früh, die Bergkette vor der Küste noch kaum zu erkennen. Davor, unter schwermütig ziehenden Nebelschwaden, eine Ansammlung von weißgetünchten Steinhütten inmitten einer der größten Begräbnisanlagen des Altertums. Neun wuchtige Becken, ehemals Mittelpunkt einer vorgeschichtlichen Welt, jedes hundert Meter lang, voll mit Asche von Menschen aus einer Zeit vor unserer Datierung. Raffiniert gebaut, sogar für heutige Verhältnisse. Zwischen harten Klinkersteinen ist immer eine weiche Tonschicht gesetzt, die in der Feuchtigkeit aufquillt und die Aschebecken abdichtet. Reines Trinkwasser vom Massenfriedhof.

Heute sind die Becken verfallen, gefüllt mit dem Abfall der Siedlungen ringsum. Rostige Traktorengetriebe italienischer Provenienz, Teile von ausrangierten rumänischen Waschmaschinen und zerknitterte Getränkedosen von amerikanischen Touristen versinken in die Eingäscherten. Gesellschaftsbedingt genehmigte Grabschändung. Rundum bäuerliches Land, Streifenfluren, Wein, Oliven. Dazwischen immer wieder Ruinen – minoische, römische, neu gebaute.

Ein alter, verbeulter Kastenwagen quält sich bergauf. Langsam, behäbig und qualmend. Dicke Regentropfen klatschen auf den grauen Asphalt. Hier, nur einige Kilometer oberhalb der Olivenhaine, ist eine andere Welt. Die schmale Bergstraße zieht sich durch verkarstetes Gelände. Schroffe Schieferwände säumen die Straße wie schmutzig rotbraune Häuserfronten. Dazwischen beengte, schluchtartige Ausbuchtungen. Schafe, dicht zusammengedrängt, suchen Unterschlupf und Grasbüschel.

Immer, wenn die Nebelfetzen kurz aufreißen, wird der Blick frei auf den gegenüberliegenden Hang. An seinem Ende, hoch oben über der Talschneise, thront ein wuchtiges Felsschiff.

Die Sage erzählt, dass vor Tausenden von Jahren ein großgewachsener, flachhaariger Seefahrer aus einem geheimnisvollen Nordland jenseits des Wassers auf diesem Berg gestrandet sei. Ein Eroberer war er, als die Wasser noch hoch standen. Mit einer riesigen Doppelaxt, so gewaltig, dass sie außer ihm niemand heben konnte, habe er in seinem Zorn über den Aufenthalt den Boden gespalten. Das Meer füllte die Spalte und die Ufer hoben sich hundert Meter über die See. In dem Sog verschwand auch der mächtige Nordländer, nur sein Schiff versteinerte auf der Bergspitze. Manchmal nachts hört man die Seele des Seefahrers vom

Schiff herunter fluchen. Und irgendwo am Meeresgrund liegt bis heute die sagenumwobene Doppelaxt. Wer sie findet und heben kann, wird zum Herrscher über das Land. Versagt er aber, ist er für ewig verdammt, auf dem Schiff zu wandeln und dem Eroberer zu dienen.

Der Anblick des steinernen Schiffes von Gomassa ist so unvermittelt, dass der Mann im Kastenwagen für einen Moment zusammenzuckt. Oft ist er hier schon gefahren, doch immer noch flößt es ihm Ehrfurcht ein, wenn er um diese Kurve kommt. Er kennt die Sage, fährt nicht gerne hier herauf. Nur manchmal muss er zu dem Deutschen, der hier oben wohnt. Dem repariert er Sachen im Haus oder bringt ihm etwas aus dem Dorf.

Der Deutsche ist schon lange hier. Die meisten der rumänischen und bulgarischen Einwanderer fürchten ihn, weichen seinem Blick aus. Irgendwann ist er aufgetaucht, ein alter Nazi sei er, erfährt man. Adolf nennen sie ihn verstohlen hinter seinem Rücken, keiner weiß, wie er wirklich heißt. Er verdingt sich tageweise für Leute aus der deutschen Heimat. Urlaubsvideos für Touristen macht er. Die Kamera ist sein ganzer Stolz. VHS-Vollformat und zehn Kilo schwer, sagt er immer, nicht so ein digitaler Kram, den man heute verkauft.

Früher war er damit oft an der Küste in den Badeorten. Einen besonderen Service bot er für seine männlichen Kunden. Es war eine gute Idee, alleinstehenden Herren die Mitwirkung bei diskreten Pornofilmen in abgelegenen Buchten anzubieten. Auf Vollformat und zum Mitnehmen, eine Urlaubserinnerung für den tristen Winter in Deutschland. Mädchen gab es schließlich genug, die gerne für ein Taschengeld mitmachten. Aber dann war da diese Geschichte. Ein Mann aus Düsseldorf hatte ihn in der Bar angesprochen – Feuer und Flamme war er, zu dritt und mit verbundenen Augen wollte er, fünfhundert Mark bot er. Das war viel Geld Ende der Siebziger, zwei Monate konnte man davon in Kreta leben. Fünfzig sollten die Mädchen bekommen, auch eine Menge für die Stunde Spaß. Was konnte denn Adolf dafür, dass eine der Bereitwilligen die eigene Tochter des Düsseldorfers war. Der hätte ihr eben mehr Taschengeld geben sollen. Ziemlich überrascht waren die beiden. Hinterher.

Noch heute, wenn Adolf daran denkt, ist er verärgert. Nicht einmal das Videoband haben sie mitgenommen, dabei waren die Aufnahmen gar nicht schlecht geworden, und bezahlt haben sie auch nicht. Seitdem macht er solche speziellen Filme nicht mehr, aber das Band steht seit damals im Regal, bei den anderen Kopien. Jetzt im Winter, wo nichts los ist, schaut er es am Abend manchmal an.

Er geht zur Türe und öffnet, als er den Kastenwagen kommen hört. Na end-

lich, hat lange gedauert dieses Mal. Unruhig war er, weil die Kamera zu reparieren war. Nicht gerne hat er sie dem Kreter anvertraut. Weiß man denn, was das Pack damit macht? Misstrauen ist gut, denkt Adolf, auch nach vierzig Jahren. Man kann in Menschen nie hineinschauen und die Verkommenheit liegt in der Rasse, das ist ja kein Geheimnis.

Der Mann aus dem Kastenwagen schleppt die Kamera ins Haus. Alle elektronischen Teile habe er geprüft, das Innenleben gesäubert und das kaputte Kassettenfach getauscht. War nicht leicht aufzutreiben bei dem alten Modell. Na und, wirft Adolf hin, hatte man wenigstens etwas zu tun im Ort, sind sowieso alles faule Säcke. Er lacht kurz auf, um anzudeuten, dass es ein Scherz war. Der Mann aus dem Kastenwagen lächelt säuerlich zurück in das aufgedunsene Gesicht. Nicht, dass ihm danach zumute wäre, aber er will Adolf nicht gegen sich aufbringen. Er braucht den Verdienst und wer weiß, wie die Zeiten werden und wer noch einmal wem etwas zu sagen hat. Wie immer möchte der Deutsche anschreiben lassen. Die dort unten sollen doch froh sein, überhaupt für ihn arbeiten zu dürfen.

Er habe noch etwas Besonderes, meint der Kreter jetzt. Er geht nach draußen zum Wagen und aus einer Kiste auf der Ladefläche kramt er ein kleines Bündel heraus. In der Küche am Tisch schlägt er es auseinander. Der dunkle Stahl einer deutschen Armeepistole kommt zum Vorschein. Der Deutsche blickt den Kreter lauend von der Seite an. Woher er das habe, will er wissen. Ob sie ihm gefalle, fragt dieser zurück, ein Überbleibsel sei es vom Rommel-Feldzug, aus einem geheimen Waffenlager. Noch mehr gäbe es dort.

Der Deutsche langt gierig nach der Waffe. Nur um zu sehen ob sie echt sei, meint er. Kalt ist sie und gut greift sie sich an. Wie lange hat er so etwas nicht mehr gefühlt. Er zieht den Schlitten zurück und der Hammer rastet mit einem deutlichen Klicken ein. Der halbe Weg, denkt er. Wie hoch wäre denn der Preis, falls jemand interessiert wäre, die Stimme des Deutschen klingt trocken und aufgeregt. Der Mann aus dem Kastenwagen nennt die Summe. Fast zwei Urlaubertage kostet sie, rechnet Adolf. Ob es Patronen dazu gäbe, fragt er. Man müsse sehen, meint der Kreter, sind aber sicher zu besorgen.

Wortlos greift der Deutsche in die Tischlade, nimmt ein Bündel Scheine heraus und zählt einige davon auf den Tisch. So, für die Pistole, für die Reparatur, für das Offene vom letzten Mal und etwas im Voraus für Patronen. Eigentlich hätte er erst beim nächsten Mal bezahlt, aber man wisse ja, eine Hand wäscht die andere.

Der Kreter klettert in seinen Wagen und wendet. Das steinerne Schiff von Gomassa liegt immer noch im dichten Regen. Er hat gewusst, dass er heute sein Geld

bekommen würde – mit Waffengewalt. Bei dem Gedenken verzieht sich sein Gesicht zu einem Grinsen.

Oben auf der Klippe steht der Deutsche, wiegt die Waffe in der Hand und starrt verloren auf die graue, sich langsam lichtende See, auf den Dreck, der von den Schaumkronen der Gischt weit in den Ufersand hineingeworfen wird. Ja früher, denkt er, als die Zeit noch jung war und der kalte Stahl in der Hand noch etwas ändern konnte. Doch heute? Hier am letzten Zipfel Europas, am Ende seiner Ideale?

Er friert und wendet sich zurück zum Haus. Eine Suppe wird er sich machen. Die Tage sind kalt auf Kreta im Winter.

Erika Kronabitter

Gedicht

wie eis dein atem
wenn du in den morgen sprichst.
der kleine hund bellt.

beim wohnungswechsel
die welt aus ihren fugen
verlust der bücher

das ohr an der wand
das gluckern des wassers
träumt von freiheit

Walther Menhardt

Ein Mädchen in Sils

So saß sie mit Blick nach innen. Der Kopf schräg auf die Handfläche gestützt. Leicht. Ein zartes Haargekräusel lag auf ihrer Wange. Im Hintergrund standen einige am Frühstücksbuffet, morgendlich undeziert. Auf ihre Stirn fiel vielfaches Licht. Von den Gipfeln gleißend weiß, durch die Fenster. Stechend hell, der

nachts gefallene Sommerschnee. Vom Tal unten, was der Morgen schon an Licht einbrachte. Vom weiß gedeckten Tisch der Widerschein des Schneelichts. Das unberührte Messer neben ihrem Teller warf Reflektionen auf ihre Gedanken.

Die Mutter hantierte schon am Buffet. Sie aber sah auf die Finger der Hand, die auf dem Tisch lag. Und sie wusste es nicht. ‚Will I be happy ? Will I be rich ?‘ Das ovale Gesicht lag leicht zur Seite geneigt auf ihrer glatten, feingliedrigen Hand. Das Gesicht und das dunkelblonde Haar leuchteten im Widerschein. In leichter Kräuselung lief das Haar zum lässigen Knoten am Hinterkopf.

Von der Mutter wurde sie angesprochen und zum Buffet geschickt. Die Mutter hatte dort schon Gespräche angeknüpft. Die Hände der Mutter liefen die Frühstücksroutine. Sie biss in ein Croissant mit Konfitüre, und sie wischte sich mit kleiner Bewegung den Mund. Ihre Augen wanderten von Tisch zu Tisch. Verweilend, prüfend. Am ersten Morgen bildete die Mutter Gedanken zu jedem Gast.

Das passt nicht zusammen: Sie aber sah auf die Finger der Hand. Zu ihrer linken, an der fensterlosen Wand, saß ein einzelner Herr. Als sie sich auch dorthin wendete – sie musste sich recht weit nach links drehen – da fiel ihr Blick auf ein leichtes Lächeln, die Andeutung eines Schmunzels. Peinlichkeit hatte keine Zeit, zu entstehen, denn der Herr grüßte, den Namen nennend, mit reiner Freundlichkeit. Dann blickte er, aus dem Augenwinkel, kurz zum Buffet und wieder zurück. „Gnädige Frau, sie haben ein Juwel von einer Tochter!“

Die hellen und tatkräftigen Augen der Mutter wurden durch den Anflug eines Lächelns umrahmt, eines glücklichen Lächelns. Sofort jedoch wischte saloppe Routine darüber. Sie warf einen Blick nach oben, ins Nichts, einen Blick wie ein Achselzucken: Man weiß ja, wie wenig die Jugend sich sagen lässt. Der Herr am Nebentisch schien eine Bemerkung, ein Kontra, auf der Zunge zu haben, es kam jedoch die Tochter vom Buffet, und die Mutter wandte sich ganz der Tochter zu. Ernste hinweisende Worte. Eine breite Stirn hatte die Mutter, und leuchtende, schnelle Augen, drängende Augen.

Der Herr am Nebentisch hatte Zeit und Muße. Sein Haar war weiß, etwas unordentlich. Er schaute, hörte zu und vergnügte sich.

Am Vormittag nahm die Mutter das Mädchen auf den Berg, schnell steigend, ein Stück der Flanke des Corvatsch hinauf. Sie erklärte die Geographie: Hier der Lej, da Segl, der Silser See, dort der Silvaplanasee, dort der Piz Nair, dort die Richtung zum Julierpass, wo die Römer ... Rechtzeitig zum Mittagessen wollte die Mutter wieder unten sein: Am Nachmittag habe sie Briefe zu schreiben.

Am Nachmittag schlenderte das Mädchen Ines durch das Dorf. Ein kleines schwarzes Handtäschchen hing an einem schmalen Riemen von ihrer Schulter. Wie es sich so gehörte, war der Nabel frei. Blanke, leicht gebräunte, glatte Taille. Es war ja schön hier. Alte Häuser, gemächlich. Es gab auch Volk. Alt, jung. Wanderer: Fernwanderer mit den Gesichtszügen harter Arbeit, ausgerüstet mit Spezialschuhen, Spezialstöcken, Spezialrucksäcken. Ines ging durch die Wiesen zum Ufer des Silsersees. Es war ja schön hier. Aber wozu diese Tage? '...will I be happy, will I be rich, ...'. Das Mädchen Ines saß am Wasser. Wellen, Sonne, Kiesel und Sumpfräser. Sie saß in langer, schwarzer Hose, die Knie angezogen. Die Linie des Rückens lief melodisch zum Nacken, zum Nackenflaum. Das Mädchen Ines, das am Wasser saß, war vor kurzem zu einem makellosen Kristall gewachsen, einem Kristall, allerdings, mit aller Wärme.

Die Berge verloren schnell, ganz oben in der Sonne, den nachts gefallenen Schnee. Ihre Grate waren mit harten Linien gegen das Blau gezeichnet. Der Wald kroch hinauf zu den Wiesen, in den Einschnitten der Steilstürze höher.

Ines sah den See. Knapp am Ufer war das Wasser wie flüssiges Glas, durchsichtig bis zu den Steinen. Daß es kleine Fische hier gab! Auf weitere Distanz wurde der See ein Spiegel, ein launischer Spiegel. Bergspitzen schaukelten sich darin, oder Häuser von gegenüber, oder – hier: der bunte Schirm eines Paragleiters. Was denkt der Mann an seinem Schirm? Kurz ein Vogel sein? Der Tag ist schön. Aber was soll der Tag? Weiter drüben ist der See kein Spiegel. Er glitzert, er gleißt. Das Licht weißer Wolken nährt seine Lichtlaunen. Ines träumte in die sprühenden Lichtlinien. Wie viele Jahre werden kommen? Und was wird kommen? Ein Vorwurf gegen den Tag.

Die Tische waren abendlich gedeckt. Die Mutter hatte das Gedeck zur Seite geschoben und schrieb. Sie dachte, suchte überzeugende Worte, und schrieb. Allerdings stoppte sie bald eine Stimme: „Sie sollten, gnädige Frau, den Tag hier nicht für Arbeit missbrauchen!“

„Ich schreibe ja nur.“ Wieso rechtfertigen?

„Aber Sie schreiben, als wär's ein Programm, eine Planung!“ Nun hatte er, der Herr vom Nebentisch, sie wieder in ein Lächeln gelotst. Sie gab auf und ließ ihre gespannte Konzentration fallen. Doch dann setzte sich Ines an den Tisch, und die Mutter orientierte sich zur Tochter.

Kurz nachdem der Nachttisch serviert war meldete sich mit einer Melodie das Telefon in der Handtasche der Mutter. Sie verließ den Speisesaal. Als sie zu-

rückkam, waren ihre Bewegungen hart und schnell, die Augen nicht wach und leuchtend sondern energisch. Sie musste Sils verlassen, einen Tag, vielleicht zwei. Noch heute Abend. Ihre Strenge brach wieder kurz, als sie sich an den Herrn vom Nebentisch wandte. Ihre Gestik war entschuldigend, und eine Hand wies in die Richtung ihrer Tochter: Ob er ein Auge – ein beschützendes Auge – auf ihre Tochter habe? Die Tochter sagte wütend, „Mama!!“

Später, als die Mutter bereits abgefahren war, saßen Ines und der Herr vom Nachbartisch in der Hotelbar. Der Herr hatte nicht sein sonst übliches, beinahe kauziges Schmunzeln, er war eher ernst und wortkarg.

„Ich gehe heute in die Disco“, sagte Ines.

Er zog die Augenbrauen hoch und atmete tief ein. Lächeln und Verlegenheit wechselten auf seinem Gesicht. „Ich verstehe schon, dass Sie in die Disco gehen wollen. Aber Sie wissen, ich habe Auftrag, auf Sie Acht zu geben.“

„Ach, Quatsch“. Die Wortwahl passte nicht zur Lieblichkeit ihres Gesichtes.

Der Schlagabtausch dauerte lange. Sie sollte auf das Wort, das er der Mutter gegeben hatte, Rücksicht nehmen – nicht als Tochter ihrer Mutter gegenüber einem alten Mann, sondern von Mensch zu Mensch. Er würde sie zur Disco begleiten, um 11 Uhr, und wieder abholen, aber bitte um 1 Uhr, nicht erst in den grauen Morgenstunden.

Er ging noch in die Disco mit hinein und stand mit einem Glas an der Bar. Sie hatte sich bald in den Rhythmen verloren. Als er um 1 Uhr wieder kam – mühsam hatte er seinen Abend verlängert – trat sie lächelnd auf ihn zu. Schön, Vater zu sein, dachte er. Wer ist ihr Vater? „Noch zehn Minuten“, bat sie.

Auf dem Heimweg war hier und da noch ein Fenster erleuchtet. Der Silvanasee lag dunkel, teils im Nebel. Ein Teil der freien Fläche hatte einen hellen Schimmer. Dort musste ein Wind, vielleicht ein lokaler Wind, der aus einem Einschnitt in den Bergen auf den See fiel, das Wasser kräuseln, so dass es das Licht einzelner Sterne einfangen konnte.

„Was denken Sie“, fragte Ines. „Ah!“, sagte er, als wäre er irritiert, „genau das wollte ich Sie fragen.“

„Ich weiß nicht, wie ich Sie verstehen soll“, sagte Ines, „Sie schmunzeln oft, Sie schalten meine Mutter ein uns aus...“. Als Antwort fand er nur ein Lachen. Sie ließ sich vom Lachen anstecken. „Ich weiß nicht, wo ich das Wort gelesen habe: ‚kauzig‘. Ich werde Sie ‚Kauz‘ nennen.“

„So erbarmungslos hat mich noch niemand geschlagen. Jetzt bin ich ein alter Kauz!“

„Kauz, habe ich gesagt.“

Der Morgen warf wieder das scharfe Licht herein; auf den weißen Tischen wurde es mild. „Sollen wir, jeder für sich, an einem Tisch sitzen, Herr Kauz?“ Er setzte sich zu ihr. Er machte eine sehr ernste Miene, so als müsse er gleich nach dem Kaffee in schwierigen Dingen zu seinem Rechtsanwalt gehen. „Am zuverlässigsten kann ich heute mein Auge über Sie wachen lassen, wenn Sie mit mir zum Hahensee gehen.“ „Abgemacht, Herr Kauz!“

Der Weg führte am Silvaplana-See entlang. Schattig war der Weg um diese Tageszeit, noch kühl und feucht. Drüben lagen die Hänge der Corviglia in der Sonne und sahen warm und fröhlich aus. Der Wind hatte den See geriffelt. Soweit die Sonne schon den See traf, glänzte der See wie Eisgrus. Kleine Wolken, die hoch oben vorüberzogen, wanderten als Schatten über die schimmernde Fläche. „Wissen Sie, wohin das Wasser aus diesem See fließt?“

„Sagen Sie's, Herr Lehrer Kauz!“

„Durch den See fließt der Inn, der fließt in die Donau, und die Donau ins Schwarze Meer.“ „Wieviel von der Welt haben Sie gesehen, ich meine, – wieviel Prozent?“ Sie kehrte ihm ihr Gesicht zu. Es hatte lustige Freundlichkeit. „Wenn man 1000 Jahre lebt, bleibt immer noch genug zu sehen. Und so alt wie ein Kauz wird, der hat nur jämmerlich wenig gesehen. – Und was nimmt er mit?“

„Wenn sie mich bewachen, dürfen Sie nicht grüblerisch sein!“ – „Ihre Hoheit wünschen, sich zu amüsieren, nicht zu denken.“ Ihre kleine Faust fuhr auf ihn los: Die Andeutung eines Rippenstoßes.

Der Weg stieg nun steil an. Tannennadeln, Wurzeln, Moos, Heidelbeerkraut, vereinzelt schon Fels. „In diesem Tal“, sagte er, „haben schon Viele über Vieles nachgedacht.“ Sie folgte ihm, das Gesicht vom Anstieg leicht gerötet; ein Samtschimmer von Feuchtigkeit lag darüber. Seitlich fiel ihr Haargekräusel von der Stirn. „Haben sie den Namen Nietzsche gehört?“ „Ist das der mit einem Schnurrbart wie ein Seehund und dem transgenen Superman?“ – „Vor 100 Jahren hat eine Generation – in Ihrem Alter – von ihm geschwärmt. Hier unten in Sils hat er einige seiner besten Ideen gehabt.“ „Der wollte doch Menschen züchten, so superstarke Eroberer!“ „Erziehen wollte er, erziehen. Er sah, dass je nach den Umständen, in denen ein Volk lebt, sehr unterschiedliche Talente zur Entwicklung kommen. Und er dachte, dass viel mehr in den Menschen steckt, als bisher sichtbar

geworden ist. Über besondere Lehre und besondere Erziehung sollte ein besonderer Mensch entstehen. ‚Höchste Wohlgeratenheit‘ nannte er das.“

Der Weg verlief weiter in Stille, es mochte Ernüchterung durch Nachdenklichkeit dabei gewesen sein. Es wurde steiniger und der Weg führte um Felsen. Dann öffnete er sich zum See. Überraschend dieser See, denn vom Tal aus sah man nur steil ansteigenden Wald. Der See war ein kleines Wasser zwischen Riedgras und Heidekrautpolstern. Ines sah Kiefern, einzeln schon, denn der Wald kam an seine Höhengrenze, und sie sah die steilen Hänge hinauf Almrausch. Aber sie kannte den Namen nicht. Und sie sah Herrn Kauz. Er saß im Heidekraut und Gras in der Sonne. Das Sitzen schien ihm unbequem, das Sitzen mit angezogenen Beinen auf ebenem Grasboden. Oder war er zu ... zu ... korpulent? Aber er sah doch gar nicht so aus. Und auch ein Bär ist nicht spindeldürr.

Ein Abstieg wird oft leicht und beschwingt. Ines begann, hier und da über Steine und Wurzeln zu springen, und sie summte manchmal die Melodie: ‚...will I be happy, ...‘. Der Weg bog um eine Kante des Berges. Von dieser Stelle sah man das Tal hinunter mit seinen Seen und das Tal hinauf mit seinen Seen. Es war ein Rundblick in viele Klimate. Das Wasser dunkel, oder grün-smaragd sonnendurchschienen, oder silbrig-gleißend oder düster und nebelig-nass, wenn in jenem Teil des Tales Wolken zogen. Der Weg wand sich noch eine Weile um den steilen Abhang, dann mündete er in den Wald und fiel schnell ab, über Wurzeln und Steinstufen. Ines begann wieder zu springen und Abkürzungen zu nehmen. Sie klagte über zittrige Knie und sprang weiter. Sie war ihm ein Stück voraus und drehte sich um: „Na, Kauz, wie steht es mit Springen? Hochrot war ihr Gesicht. In einem Delirium von Freude. „Der erfahrene Bergsteiger geht gleichmäßig.“ Sie lief wieder, sie drehte sich um: „Na, Kauz, zu alt zum Springen?“ Sie kam in galoppierenden Übermut. „Na, Käuzchen?“ Und sie lachte. „Vorsicht. Bitte Vorsicht! Sie wissen doch, Ihre Mutter hat mir die Verantwortung gegeben.“

Ja. Aber. Er könnte ja. Muss man immer steif sein? Und dann begann auch er, über Steine und Wurzeln zu springen. Nicht so quirlig wie sie, aber trittsicher aus alter Erfahrung. Der Weg machte eine steile Kurve. Er stand unten, sie stand oben. Er war außer Atem, aber nicht so sehr wegen des Springens, eher weil ihm seine Gesetztheit zerbrochen war. Sie rief von oben. Es klang wie ‚Hallo!‘ Und sie sprang, die Kurve abschneidend – im Augenblick noch ein Stockwerk über ihm – über gefallen Äste, Steine und Heidelbeerstauden auf ihn zu herunter. „Ines! Ines!“ Sie hatte die Kontrolle nicht mehr. Sie schien Kontrolle gar nicht zu wünschen: Er stand unten. Ein Fuß rutschte. Sie stürzte auf ihn zu. Oder sprang sie auf ihn

zu? Eine Zehntelsekunde Brust an Brust. Er wandte sich schnell dem Weg zu. „Ist noch einmal gut gegangen. Jetzt wollen wir vernünftig sein, damit ich noch eine Chance habe, Sie gut abzuliefern.“ Wortreich war der Rest des Weges nicht.

Mühsam führte er seine Schritte gleichmäßig. Ihm war übel, ihm war heiß, vom Rücken über den Nacken hinauf, ihm war schwindlig. Der nur einen Moment lange Kontakt mit dem Mädchenkörper hatte in ihm einen Hebel umgelegt. Wie man berichtet von Leuten, die einen tiefen Sturz überlebten: In einem Blinken der Zeit lief vor denen das ganze Leben nochmals ab. Herr Kauz wurde, während er regelmäßig schritt, erstickend überschwemmt von allem was die Sehnsucht kennt. Was er vergessen hatte. Ja, sein Geschlecht meldete sich wohl manchmal mit lustvollem Verlangen. Aber das ist ein kleiner Bereich, einer von vielen Sinnen. Der Mädchenkörper jedoch hatte alle Wurzeln des menschlichen Seins neu aufgerissen: die Liebe, die Hoffnung, das Bangen, das Streben, das Siegen, das Fragen, das Verstehen, das Du. Zu viel für Herrn Kauz.

Als sie sich dann dem Parkplatz des Hotels näherten, wurde Herrn Kauz die vielleicht größte Erleichterung seines Lebens zuteil: Der Wagen der Mutter stand wieder da.

Und so begaben sich Ines und Herr Kauz in den Schutz der Mutter.

Heidelore Raab

Oase des Friedens

Zwischen Tel Aviv und Jerusalem
die „Oase des Friedens“

Christen Juden Moslems
vereint auf den Feldern

im Haus der Stille
in der Schule des Friedens

aus Patronenhülsen
wachsen Blumen

Schalom aleichem
Salem aleikum
Friede

Kleiderwechsel

Ein „neues Leben“ beginnen, weil das „alte“ nichts mehr taugt. Wenn das so einfach wäre! So, als könnte man das „alte Leben“ wie einen schäbig gewordenen Anzug ganz einfach ausziehen und in den Schrank hängen und dort das „neue“ vom Kleiderhaken nehmen.

Anziehen, einen prüfenden Blick vor dem Spiegel und ... passt!

Ganz unter uns gesagt: Das „alte Leben“ war ohnehin schon ziemlich abgetragen, an den Ellbogen durchgescheuert, und in der Herzgegend, dieser dunkle Fleck, der ging auch nicht mehr heraus. Außerdem fehlten schon etliche Knöpfe!

Eigentlich sollte ich diesen alten Fetzen gar nicht mehr länger aufheben, überlegst du, sondern ihn bei der Altkleidersammelstelle der Caritas abgeben. Nur weg damit!

Andererseits und ökonomisch betrachtet: vielleicht könnte jemand anderer mit diesem „alten Leben“ noch etwas anfangen? Es noch für einigermaßen wertvoll halten? Man könnte ja versuchsweise ein Inserat im „Basar“...

„Altes Leben günstig abzugeben“ oder so ähnlich.

Und du könntest beim Text ein wenig lügen. Zum Beispiel: „Fast nicht getragen. So gut wie neuwertig.“

Ob dann vielleicht jemand käme und sich dafür interessierte?

„Probieren Sie es bitte an“, könntest du sagen. „Völlig unverbindlich. Vielleicht passt es Ihnen. Ich habe es nämlich auch sehr gern getragen – früher einmal.“

Dann fällt dir ein, dass du, ehe du dein „altes Leben“ an einen Wildfremden verkaufst oder gar verschenkst, nochmals in allen Taschen nachsehen solltest. Es wäre doch peinlich, wenn du darin etwas vergessen hättest. Erinnerungen vielleicht oder Tränen oder das eine oder andere Lachen.

Das geht einen anderen nichts an, denkst du und öffnest nochmals den Kleiderschrank.

Da hängt es – dein „altes Leben“.

Gar so schlecht sieht es auch nicht aus, denkst du. Man könnte es durchaus noch ab und zu tragen. Zwar nicht zu besonderen Anlässen, wie bei Hochzeiten oder Begräbnissen, aber für „alle Tage“, und wenn dich keiner genauer ansieht.

Aber würde es sich noch „auszahlen“, diesen alten Anzug zur Putzerei zu bringen und danach die Knöpfe wieder anzunähen? Wohl kaum.

Eigentlich sind die Schäden irreparabel, denkst du.

Flüchtig greifst du in einige der Taschen und findest tatsächlich eine kleine Fotografie. Zerknittert und etwas vergilbt.

Da stehst du mit einer Frau – irgendwie kommt sie dir bekannt vor. Gerda oder Vera, hieß sie. Eng beisammen steht ihr – im Hintergrund die Rialtobrücke.

Ach ja – du verziehst müde lächelnd den Mund – das war anlässlich einer deiner Wochenenden in Venedig. Diese Venedigwochenenden mit verschiedenen Frauen.

An diesem Tag, das fällt dir jetzt ein, hast du sie, Gerda oder Vera, oder wie immer sie hieß... nein, nicht du ... da habt ihr euch gegenseitig verführt.

Es folgten danach einige Monate, dann hatte es sich tot gelaufen, wie man so sagt. Auseinandergelebt!

War es Liebe? Du kannst dich nicht mehr genau daran erinnern. Seitdem gab es in deinem Leben noch andere Frauen. Sie war eine davon. Sie war vielleicht anders wie die andern. Gerda oder Vera...

Du steckst die Fotografie wieder zurück in die Tasche.

Das „alte Leben“ bleibt im Schrank hängen. Vorerst einmal!

Vielleicht ändert sich auch wieder einmal die Mode?

Man kann ja nie wissen.

Auch wenn der neue Anzug noch ein wenig eng sitzt, vor allem der Hosenbund um den Bauch: Du wirst ihn so bald nicht wieder ausziehen, sondern versuchen, dich an ihn zu gewöhnen. Ihn einzutragen.

Manchmal denkst du noch ein wenig wehmütig an dein „altes Leben“... an jenes, das dort drüben im Schrank hängt. Und an die Fotografie in einer der Taschen. Nur manchmal...

Denn eines ist dir inzwischen klar geworden: In deinem „neuen Leben“ ist kein Platz mehr für diesen „alten Anzug“.

Oder du bringst ihn doch einmal zur Putzerei?

Bildung im Angebot. Ein Minidrama

[]

Bühne: 2 Leinwände als Eingang zu einer Schaubude; links gut 2/3 für versch. Projektionen: Bilder oder Text, vom backstage ist auch Musik zu hören; rechts 1/3 mit dem ständigen Film eines sich drehenden Karussells: moderne papp-verkleidete Sitze – Panzer, Autos, Flugzeuge – und ein weißer Elefant. Es tritt auf der Conférencier (C.), der zwischen den Leinwänden steht. Dazu eine volle, runde weibliche Stimme (S) aus dem Hintergrund.

C. Verehrtes Publikum, hier unsere absolut neue, zukunftssträchtige Jahrmarkts- und Kirmes-Attraktion: das Bildungszelt! Wir investierten enorme Summen. Ich gebe zu mithilfe öffentlicher Stellen. Warum leisten wir uns solche horrenden Ausgaben? Die Lösung ist ganz einfach: Weiterbildung brauchen alle, restlos alle! Es rechnet sich! Profitieren Sie jetzt und holen Sie sich endlich Ihre Portion! Hier kriegen sie das gesamte Angebot, von Ausbildungsbescheinigung über Kursprogramm bis zum x-beliebigen Zertifikat, wenn Sie wollen selbst zum Hunde-Therapeuten. Wir bieten den Fortschritt so günstig wie noch nie! Sie glauben nicht, dass Sie's brauchen? Warten Sie! Schauen Sie! Ich sagte ja schon: Was Sie wünschen, was Sie wollen! Bleiben Sie nicht hinterm Ofen sitzen, ha ha, hinterm Berg stehen, ha ha, daheim gibt's trotz Computer nun auch nicht alles zu holen.

Text: Jeder lebt zu Hause mehr oder weniger wie im Gefängnis und will weg.

C. *schreit* Was soll denn der – [normal] pardon – Scheiß-Schweiztext vom Dürrenmatt selig?

S. Ist aber von Fontane, Theodor, achtzehn-sechsendneunzig.

C. Na, sehen Sie, meine Damen und Herren: wie die Alten sungen! Übrigens singen: ohne Anleitung geht's nicht. Lassen Sie sich von unseren haus-, äh, zelt-eigenen Bildungs-Managern dirigieren. Wir wollen Ihre Stimme hören!

Bild: Moderne Backstube

Wie sagte vor 140 Jahren der mächtigste Politiker: Wissen ist Macht. Das ist out, völlig out, Herrschaften. Bildung macht heute den Meister! Sehen Sie mal die Backapparatur: Welcher Knopfdruck ist der richtige? Welcher entscheidet über Wohl und Wehe? Jeder ist heute sein kleiner Bomben-Machtmensch. Apropos, die Politiker –

Bild: Parlament

Was meinen Sie, was selbst die da drinnen alles noch lernen müssen! Denen dünkt das Heute nur wie das Sprungbrett fürs allernächste Morgen. Aber fragen Sie mal nach dem Gespür für Geschichte: Ist komplett längst passé. Dabei erklärt sich gerade aus dem Gestern das Aktuelle! Na, wer sagt's denn, ein bisschen Philosophie, mal grad so nebenbei. Ich hab' auch noch ein wenig Soziologie, Psychologie usw. auf Lager! Gleichfalls alle denkbaren Sprachen wie z.B. Finnougrisch. Oder sämtliche Tricks für'n Computer, wenn's beliebt. Natürlich ebenso Hausbau oder Wirtschaftskunde, ganz wie's euch gefällt.

Bild: Gruppe von Bankern in Schwarz

Diese zurzeit viel beachteten Herren wissen zwar sehr viel übers liebe Geld. Aber um dem Thema nicht ausweichen zu können, brauchen sie Scheuklappen, welche die Sicht auf das Zeug nebendran verbergen. Aber wir wissen: Innerhalb eines solchen Kanals lässt sich's bequem vorwärts puschen, ich sage nur shareholder-Anteile und natürlich die Boni

unterbricht Zithermelodie Film „Der 3. Mann“

Was ist das?

S. Echte Kanalmusik!

C. Ha ha, ein mörderisches Beispiel, das war einmal und lässt sich genauso noch heute hören!

Bild: Kirche außen ohne Konfessionshinweis

Selbst bei der Religion geht's ohne ein Emporkommen nicht, kalkuliert von und mit der hoch gebildeten Geistlichkeit. Immer nach oben: die kirchliche Form des Wachstums!

Musik: Bach-Choral „Schafe können sicher weiden“ [in der Fassung Leopold Stokowskis]

Jetzt kenn' ich mich nicht mehr aus.

S. Ein Bach-Choral!

C. Wenn alle Bächlein ... am Brunnen vor dem Tore ...

Bild: Autobahngerade

Was soll's – schon winkt uns das Thema Natur, also bitte: Sehen Sie, sogar hier gilt: Der Fortschritt lässt sich nicht aufhalten. Kein Jahr ohne eine neue Richtlinie: Planung ist stilbildend! Text: Die gerade Straße bietet selten das Schönste; was neben dem Wege liegt, ist meist hübscher als der direkte Weg.

Oh Jesus [englisch ausgesprochen], was für ein Schwachsinn!

S. Ist aber noch einmal Fontane.

C. Ja, ja, la fontaine. Machen aber Sie selber keine Umwege bitte, Herrschaften! Spazieren Sie besser bei uns herein und das subito: Direkt geht's hier ins Bildungsvergnügen! Wir bieten Ihnen die Gruppentherapie als Erlebnis: Verstecken Sie sich hinter Schlagworten und kommen Sie im richtigen Moment mit einem Bonmot heraus.

Text: Ausdauer ist gut, aber Courage ist besser.

Passt prima, oder? [etwas leiser] Von wem stammt das?

S. Fontane natürlich.

C. Meine Damen, gehen Sie also aus sich heraus! Meine Herren, wir lüften extra für Sie den Vorhang, der wie im Cabaret das Geheimnisvolle verbirgt, den Einblick in ...

Text: Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille sich lautlos auf. Dann geht ein Bild hinein, geht durch der Glieder angespannte Stille und hört im Herzen auf zu sein.

Schon wieder von diesem alten Dichtertyp?

S. Jetzt Rilke, Rainer Maria, neunzehn-null-drei.

C. Bleibt sich ja gleich. Bild und Bildung, ha ha, wie gescheit! Klug: wie Ihr, Leute, doch sein möchtet, wollt, müsst! Wir im Zelt helfen euch, groß herauszukommen aus der Masse! Dank unserem Bildungs-Coaching und, meinerwegen, ebenfalls – Controlling! Bitte nun ein Blick nach rechts: Das Karussell, merry-go-round, giro giro tondo. Da sehen Sie wieder: Ein wenig ausländisch macht sich immer gut. Und da hocken sie, die Kinder, die zukünftigen Helden, auf ihren tollen Karossen. Es geht vorwärts, meine Herrschaften, immer avanti! Nur keine Müdigkeit vortäuschen. [nach rückwärts] Mensch, da ist doch ein Fehler drin: ein Tier!

Text: Und dann und wann ein weißer Elefant. Und das geht hin und eilt sich, daß es endet und kreist und dreht sich nur und hat kein Ziel.

C. Einen Moment [wispert zurück]

S. Noch einmal Rilke.

C. Diese Herren Poeten erfinden schon ihre eigene Welt; haben Sie's gelesen: kein Ziel? Na so was. Sie aber haben eins, Herrschaften: Weiterkommen! Aufstieg!

Nur wer was weiß, kann was! Ha ha, das stammt jetzt sogar von mir!

Bild: Tiefbau-Baustelle

Graben Sie tief, damit Sie hoch hinaus gelangen! Nutzen Sie unser billiges Angebot! Bildung zu Schleuderpreisen, damit Sie stets die Kurve kratzen! Kumulieren Sie – wie die Bagger die Erde – Ihr geistiges Häuflein Wissen. Lassen Sie nicht nach: weiter, weiter, Weiterbildung! Ermannen Sie sich, meine Herren, kräftigen Sie sich, meine Damen! Wecken Sie Ihre positiven Kräfte, bilden Sie sich! [nach hinten] Hast du 'ne passende Musik?

Musik: Bach-Choral „Wachet auf ...“ [in der Klavierfassung z.B. Dino Lupattis];

gleichzeitig Text: Es gibt nur ein Mittel, sich wohl zu fühlen: Man muß lernen, mit dem Gegebenen zufrieden zu sein, und nicht immer das verlangen, was gerade fehlt.

C. Was soll der Blödsinn? Löschen, verdammt nochmal. Wer schmierte das jetzt wieder hin?

S. Unser Allerbestester: unser aller Fontane!

Günther Zäuner

Wien – Wo Persönlichkeiten zu Hause waren

Der etwas andere Reiseführer

(Auszug)

1. Bezirk – Innere Stadt

CURD JÜRGENS – Der normannische Kleiderschrank

Franziskanerplatz 6

* 13. Dezember 1915 in München-Solin

† 18. Juni 1982 in Wien

„Es ist wichtiger den Jahren mehr Leben zu geben, als dem Leben mehr Jahre.“

Legendär sein barocker Lebensstil, legendär seine Frauen und Amouren, legendär seine unnachahmliche Präsenz auf der Bühne und Leinwand. Zu Lebzeiten war Curd Jürgens Dauergast in der Gesellschaftskolumnen und stets für eine Story gut. Dafür sorgte auch sein guter Freund Roman Schliesser (1931-2015),

der „Adabei“ der Kronen-Zeitung und das österreichische Pendant zum fiktiven „Baby Schimmerlos“. Doch noch war es weiter Weg bis Jürgens den Status eines Weltstars erreichen konnte.

Selbst dann, wird in dieser Stadt nicht die gebührende Achtung und der Respekt gezollt, weil eben Vurschrift Vurschrift is‘. Im berühmten Hotel Sacher, gleich neben der Staatsoper, herrschte einst für Herren Krawattenzwang. Als Jürgens das noble Haus in einer Strickjacke betreten wollte, wies ihm der Portier streng die Türe. Weltstar hin, Weltstar her.

Am 13. Dezember 1915 erblickte Curd Gustav Andreas Gottlieb Franz in München-Solin das Licht der Welt. In unsteten, stürmischen Zeiten hatte der kleine Curd das Riesenglück, gleichsam mit dem goldenen Löffel im Mund geboren zu werden. Sein Vater Kurt Jürgens, ein Hamburger mit dänischen Wurzeln war ein begüterter Import-Export-Kaufmann. Curds Mutter Marie-Albertine, eine geborenen Noir, stammte aus Évian-les-Bains in Südfrankreich und arbeitete als Lehrerin. Curd war der Jüngste. Zwei Schwestern Jeanette und Marguerite vervollständigten die Familie.

Die Erziehung erfolgte zweisprachig, den Kindern fehlte es in dem großbürgerlichen Haushalt an nichts. Der Vater war ein tüchtiger Mann, der selbst nach dem Ersten Weltkrieg weiterhin erfolgreich geblieben war. Nicht zuletzt durch häufige und lang andauernde Geschäftsbeziehungen in die fernöstlichen Gegenden Russlands.

Nach einer Zwischenstation in München ließ sich die Familie schließlich in Berlin, im vornehmen Stadtteil Neu-Westend, nieder. Curd Jürgens verbrachte eine sorgenfreie Jugend in der Oldenburgallee 57. Er absolvierte seine Schulbildung sowohl in London wie in Berlin.

1933 kam es zu einem einschneidenden und zukunftsweisenden Erlebnis. Als Beifahrer überlebte er einen schweren Autounfall. Nach seiner Genesung fand er Zugang zur Weltliteratur.

Curd Jürgens begann als Reporter beim Berliner „8-Uhr-Abendblatt“ und entdeckte seine wahre Passion, die Schauspielerei. Nicht zuletzt durch ein Interview mit Lulu Basler, die ihm geraten hatte, Unterricht zu nehmen. Diesen Rat befolgte er und stellte sich 1935 in der UFA vor. Seine Interviewpartnerin Lulu Basler wurde 1936 seine erste Frau.

Man erkannte sein Talent und förderte ihn. Sein Einstieg in die Filmbranche begann bereits 1935 mit „Königswalzer“, gefolgt von „Familienparade“, „Die Unbekannte“. „Liebe kann lügen“, „Zu neuen Ufern“ und viele andere Streifen.

In „Königswalzer“ spielte Jürgens Kaiser Franz Joseph an der Seite von Willi Forst (1903-1980) und Paul Hörbiger (1894-1981). In Dresden debütierte er in der Operette „Ball der Nationen“. Am Wiener Volkstheater stand er von 1938-1941 im Engagement. Sein Debüt am Burgtheater fand 1940 statt und er blieb dem Haus bis 1953 treu.

Zwölf Jahre später, 1965, wurde er erneut Ensemblemitglied an der Burg und spielte von Goethe bis Tennessee Williams quer durch das Rollenangebot.

1944 kam es zu einem Wendepunkt in Jürgens' Leben. Er ließ sich von Lulu Basler scheiden und wandte sich Judith Holzmeister (1920-2008) zu. Der gut aussehende Jürgens, stets dem weiblichen Geschlecht sehr zugetan, entwickelte sich zu einem Don Juan. Unter Forsts Regie drehte er im gleichen Jahr „Wiener Mädeln“. Der Film selbst konnte erst 1949 fertiggestellt und in den Kinos gezeigt werden, da Bombenangriffe ständig die Dreharbeiten in den Rosenhügel-Studios in Liesing, dem 23. Bezirk, in der Speisinger Straße 121, unterbrachen.

Nach Drehschluss, ein Jahr vor Kriegsende, kam es zu einem folgenschweren Streit in einem Lokal zwischen Curd Jürgens und mehreren hochrangigen Nazi-Bonzen, ohne das der Schauspieler wusste, wen er vor sich hatte. Es waren Robert Kaltenbrunner, der Bruder des Gestapo-Chefs Ernst Kaltenbrunner, SS-Obersturmbannführer Otto Skorzeny und ein Angehöriger aus dem Stab von Baldur von Schirach. Wenig später, nach dieser Auseinandersetzung, sollte Curd Jürgens in die Wehrmacht eingezogen werden, wurde aber als „politisch unzuverlässig“ eingestuft und in ein Arbeitslager überstellt. Nach einigen Wochen gelang ihm die Flucht und er konnte untertauchen.

Nach Kriegsende versuchte sich der Schauspieler kurzfristig als Intendant am Straubinger Stadttheater und in Paris am Hébertot. Nicht sehr erfolgreich, wie er auch als Regisseur und Drehbuchautor, vorwiegend von österreichischen Unterhaltungsfilmern, scheiterte.

In dieser Zeit lebte Curd Jürgens bereits in Wien, wohnte im Hochhaus in der Herrngasse 6-8 und im Palais Anday in der Krotenthallergasse im achten Bezirk. Inzwischen waren Jürgens und Judith Holzmeister verlobt und er nahm 1946 die österreichische Staatsbürgerschaft an, die innerhalb eines Tages ermöglicht wurde. Ein Telefonat des Burgtheaterdirektors Raoul Aslan mit Bundeskanzler Leopold Figl genügte. Ausschlaggebend war ein Gastspiel des Burgtheaters in der Schweiz, wo er mit Käthe Dorsch (1890-1957) spielen sollte, jedoch als deutscher Staatsbürger von den Sowjets niemals eine Ausreisegenehmigung erhalten hätte. Politisch verehrte der Schauspieler Willy Brandt.

Jürgens selbst sagte, dass er bereits seit 1935 im Besitz eines österreichischen Reisepasses gewesen ist. Nach der Scheidung von Lulu Basler 1938, die Ehe hielt nur zwei Jahre, heiratete er 1947 Judith, Tochter des Architekten Clemens Holzmeister. Trauzeuge war Willi Forst.

In diesem Jahr trat Curd Jürgens erstmals auch in Salzburg auf. Danach legte er vorerst seine Theaterlaufbahn auf Eis, konzentrierte sich zusehends auf seine Filmkarriere. Während es im Beruf stetig steil aufwärts ging, war sein Privatleben äußerst turbulent. Auch die zweite Ehe ging in Brüche. 1953, während der Dreharbeiten für „Der letzte Walzer“ lernte er Eva Bartok (1927-1998) kennen. Zwei Jahre später, 1955, folgte die Hochzeit. Doch das neue Glück währte nicht lange. Die Verbindung brach als das Mannequin Simone Bicheron 1958 in sein Leben trat.

Diese Ehe hielt am längsten, zwanzig Jahre. Seine letzten Lebensjahre verbrachte Curd Jürgens mit Margie Schmitz. Sein Charisma, seine stattliche Erscheinung mit dem Gardemaß von 1,93 m zog die Frauen magisch in seinen Bann. Den Spitznamen „normannischer Kleiderschrank“ verdankte er Brigitte Bardot.

Der Lebemann genoss sein Dasein in vollen Zügen, er war im Jet-Set zu Hause. Jürgens unterhielt großzügige Wohnsitze wie in Paris, Champs-Élysées Nr. 72. In Zürich wohnte er 1963 und besaß in dieser Stadt mehrere Bürohäuser. Weitere Adressen gab es in Südfrankreich in Saint-Jean-Cap-Ferrat und Saint-Paul-de-Vence, in Gstaad in der Schweiz, in Neuhaus am Schliersee und auf den Bahamas. Seine letzten Jahre verbrachte er in Enzesfeld-Lindabrunn in der Nähe von Wien. Jürgens unterhielt auch einen ansehnlichen Fuhrpark, Rolls Royce inklusive.

Von 1973-1977 trat er als „Jedermann“ bei den Salzburger Festspielen auf, an seiner Seite die Buhlschaft Senta Berger. Eine Rolle, die durchaus seinem privaten Lebensstil entsprach. Legendar waren seine Partys, die er nach den Vorstellungen schmiss. Der begeisterte Whisky-Trinker antwortete auf eine Reporterfrage, wieviel er eigentlich konsumiere, lapidar: „Ich glaube, das ist höchstens eine am Tag.“

Die Liste seiner zahllosen Filme würde den Rahmen sprengen. Seine wichtigsten sind: „Verlorenes Rennen“ (1948), „Der letzte Walzer“ (1953); „Des Teufels General“ (1955) bescherte ihm den internationalen Durchbruch; „Die Helden sind müde“ (1955), „Die Ratten (1955); „Der Kurier des Zaren“ (1956) machte in schlagartig in ganz Europa berühmt; „Jakobowsky und der Oberst“ (1958) an der Seite von Danny Kaye und natürlich als Karl Stromberg in „James Bond – Der Spion, der mich liebte“ (1977) mit Roger Moore.

1960 gastierte Curd Jürgens am Broadway in New York. 1962 spielte er Sig-

mund Freud in „Der rote Faden“ und unternahm mit diesem Stück eine ausgedehnte Frankreich-Tournee. Danach gastierte er diese Rolle am Wiener Akademietheater, worauf ihn Burgtheaterdirektor Ernst Haeusserman zurück an die Burg holte.

1980 ging Jürgens mit dem Einpersonenstück „Im Zweifel für den Angeklagten“ auf Tourneen. Wieder als Sigmund Freud spielte er seine letzte Theaterrolle in „Berggasse 19“ am Theater in der Josefstadt.

Sein letzter Auftritt erfolgte während einer Japan-Tournee der Wiener Staatsoper als Bassa Selim in Mozarts „Die Entführung aus dem Serail“, dirigiert von Karl Böhm.

Curd Jürgens verschloss sich auch nicht dem Fernsehen, wo er ebenso auf den Bildschirmen wie auf der Leinwand präsent war. Auch eine Reihe von Schallplatten nahm er auf. Die wohl bekannteste war „60 Jahre – und kein bisschen weise“, 1975 bei Polydor. Seine Autobiografie mit dem gleichnamigen Titel erschien 1976 bei Droemer Knauer.

Sein ausschweifendes und zügelloses Leben forderte Tribut. Bereits ab 1967 musste sich Curd Jürgens zahlreichen Herzoperationen unterziehen, doch er ignorierte sämtliche Ratschläge seiner Ärzte. Am 18. Juni 1982 starb der große Schauspieler und Bonvivant im Wiener Krankenhaus Rudolfstiftung.

Wie sein Leben war auch sein Begräbnis ein außergewöhnliches Spektakel. Am 22. Juni 1982 wurde er in einer erstmaligen nächtlichen Zeremonie um 21 Uhr in Anwesenheit seiner Witwe, seiner Familie und rund dreitausend Zaungästen in einem Ehrengrab am Wiener Zentralfriedhof (Gruppe 32C, Nr. 54) beigesetzt.

Während der Feierlichkeit überflog eine Ehrenformation des österreichischen Bundesheeres seine Grabstelle.

ROBERT SCHUMANN – Melancholiker der Romantik

Schönlaternergasse 7a

* 8. Juni 1810 in Zwickau

† 29. Juli 1856 in Emden bei Bonn

„Wenn alle die erste Geige spielen wollen, kommt kein Orchester zusammen.“

Robert Schumann wurde 1810 in eine bibliophile Familie hineingeboren. Sein Vater August (1773-1826), verheiratet mit Johanna Christiane (1770-1836), war Buchhändler und Verleger. Er schrieb selbst Romane und erlangte einen ausge-

zeichneten Ruf als Übersetzer englischer Literatur. Robert war der Jüngste der Geschwister Emilie, Eduard, Carl und Julius. Später stiegen auch die Brüder ins Verlagsgeschäft ein.

Bereits im Alter von sieben Jahren erhielt Robert Klavierunterricht bei Johann Gottfried Kuntsch und komponierte erste, kleine Stücke. Über seine Kindheit und Jugend sprach er in späteren Jahren von dem Genuss einer „sorgfältigsten und liebevollsten Erziehung“.

Durch die Arbeit seines Vaters und einer reichhaltig ausgestatteten heimischen Bibliothek kam Robert Schumann früh mit Literatur in Berührung. Daher war es naheliegend, dass er sich selbst in unterschiedlichen Genres ausprobierte. Er schrieb Gedichte, Romanfragmente und andere Texte, wobei er besonders von dem romantischen Schriftsteller Jean Paul (1763-1825) beeinflusst wurde. Zusätzlich unterstützte der Vater Roberts literarische und musikalische Interessen.

Nach dem Tod des Vaters 1826 und von seinem Vorbild Carl Maria von Weber (1786-1826) im gleichen Jahr zerschlugen sich vorerst Schumanns Zukunftspläne, da er gehofft hatte, eine Ausbildung bei diesem Komponisten zu erhalten.

August Schumann hatte vorgesorgt und hinterließ seiner Familie ein beträchtliches Vermögen. Robert erhielt für seinen Anteil einen Vormund in der Person des Zwickauer Tuch- und Eisenwarenhändlers Gottlob Rudel. Nach dem Abitur wurde Robert vom Vormund im Einverständnis mit der Mutter zum ungeliebten Jurastudium an der Leipziger Universität verdonnert.

Während eines Besuchs im Hause des kunstliebenden Professors Ernst August Carus trat ein Mann in Robert Schumanns Leben, der es entscheidend verändern sollte. Friedrich Wieck (1785-1873), ein studierter Theologe und Hauslehrer, der sich autodidaktisch das Klavierspiel, Kompositionslehre und Musikpädagogik beigebracht hatte. Außerdem war er erfolgreich im Musikalienhandel tätig. Und Wieck hatte eine Tochter. Robert Schumann verliebte sich unsterblich in Clara Wieck (1819-1896), sehr zum Missfallen des Vaters. Bereits früh zeichnete sich eine glanzvolle Karriere als Pianistin und Komponistin ab.

Nach einem Universitätswechsel 1829 von Leipzig nach Heidelberg fasste Robert Schumann den Entschluss das ungeliebte Jurastudium endgültig an den Nagel zu hängen und sich ausschließlich der Musik zu widmen. Unter der Obhut von Friedrich Wieck wollte er innerhalb von sechs Jahren „mit jedem anderen Klavierspieler wetteifern“.

Dabei sollten aber seine schriftstellerischen Ambitionen nicht brach liegen blei-

ben. 1834 gründete er mit seinem Lehrer Wieck und einigen anderen die Neue Zeitschrift für Musik. Zehn Jahre leitete er als Herausgeber und Redakteur das Blatt.

Rasch musste sich Schumann eingestehen, dass er zunehmend mit seinen Klavierkünsten Clara Wieck nicht das Wasser reichen konnte, was jedoch seine Liebe für sie keineswegs beeinträchtigte. Zusätzlich, hervorgerufen durch übermäßiges Üben, verleidete ihm eine Fingerlähmung letztendlich das Klavier spielen und er verlegte sich auf das Komponieren.

Privat musste er erbittert um Clara Wieck kämpfen, da sich ihr Vater querlegte und unter keinen Umständen seine Einwilligung geben wollte. Vielmehr versuchte der erboste Friedrich Wieck das Paar mit einer hinterhältigen List auseinanderzubringen. Er stimmte einer Verbindung nur zu, wenn Robert Schumann es schaffen würde, sich außerhalb Leipzigs eine Existenz aufzubauen.

Clara Wieck war inzwischen zu einer hervorragenden Pianistin gereift und gastierte auch in Wien, wo sie vom Publikum enthusiastisch gefeiert worden war. Daher war es naheliegend diesen Triumph auszukosten und die Neue Zeitschrift für Musik in Wien zu verlegen. Schumann blieb nichts anderes übrig als dem zuzustimmen und Friedrich Wieck rechnete damit, dass dieses Unternehmen scheitern würde.

Vom 3. Oktober 1838 bis zum 5. April 1839 bewohnte Robert Schumann ein Zimmer im ersten Stock in der Schönlaterngasse 7a. Er kam in einer Zeit in die Stadt, in der es von Spitzeln, Denunzianten und Geheimpolizisten nur so wimmelte, die unter den Argusaugen des berüchtigten Fürsten Metternich für ein Klima der Angst und Unsicherheit sorgten. Es war der Vormärz, und der Brandgeruch der Revolution lag in der Luft.

Schumann trug sein Anliegen dem Präsidenten der Polizei- und Zensurbehörde, Graf Joseph von Sedlnitzky vor, der ihn an die Verleger Tobias Haslinger und Anton Diabelli verwies. Doch die Herren zeigten keinerlei Interesse an Schumanns Zeitschrift.

Der Komponist, von Natur aus ein schwermütiger Charakter, depressiv und von Melancholie geprägt, schwankte in Wien ständig zwischen Verzweiflung und Hoffnung, was sich auch im Briefwechsel mit seiner geliebten Clara dokumentierte. Sie befand sich zu dieser Zeit auf einer erfolgreichen Konzerttournee in Paris.

Dennoch war Schumanns Wiener Zeit nicht umsonst gewesen. Es entstanden Freundschaften fürs Leben wie mit Johann Vesque von Püttlingen, einem Juris-

ten und Liederkomponisten wie auch mit Mozarts Sohn Franz Xaver Wolfgang und dessen Freundin Julie von Webenau. Schumann lernte auch den Bruder des verstorbenen Franz Schubert, Ferdinand, kennen und der übergab ihm Werke des Komponisten. Wenige Monate nach Schumanns Wien-Aufenthalt gelangte so Schuberts C-Dur-Symphonie nach Leipzig. Schumann ließ das Werk drucken und Felix Mendelssohn-Bartholdy sorgte für die Uraufführung durch das Gewandhausorchester. Zu Schumanns besten Freunden zählte Johannes Brahms.

Schumann war in Wien kompositorisch nicht untätig. So schrieb er unter anderem den Faschingsschwank aus Wien, op. 26, einen Klavierzyklus. Friedrich Wiecks Plan war aufgegangen, Schumann kehrte unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurück und Claras Vater ließ sich nicht umstimmen. 1840 bemühten seine Tochter und Robert Schumann das Gericht, um endlich heiraten zu dürfen und sie bekamen Recht. Ein ungeheuerlicher Vorgang in der damaligen Zeit.

Im Winter 1846/47 kehrten die Schumanns abermals nach Wien zurück. Clara gab ein weiteres Konzert, doch der Triumph von 1838 wiederholte sich nicht. Dieses Mal war das verwöhnte Wiener Publikum nicht zu begeistern und das Interesse mehr als flau. Nur ein Konzert brachte den ersehnten Erfolg, dank der Mitwirkung der Opernsängerin Jenny Lind, der „schwedischen Nachtigall“.

Mit zunehmendem Alter verschlechterte sich Schumanns Geisteszustand, der ihm auch Aufenthalte in der Irrenanstalt bescherte. Zeit seines Lebens wurden Robert Schumanns Schaffenskraft unterschätzt und verkannt. Seine Werke galten als zu schwermütig und böse Zungen sagten über ihn, er hatte als Genie begonnen und endete als Talent. Besonders sein Spätwerk war durch die fortschreitende Geisteskrankheit geprägt.

Robert Schumann schrieb Klaviermusik, Sinfonien, Orchester- und konzertante Werke, Chorwerke mit Orchester, Kammer- und Chormusik, Lieder und Liederzyklen und die Oper „Genoveva“.

Am 29. Juli 1856 starb Robert Schumann völlig allein. Zwei Tage später, am 31. Juli, wurde er auf dem Alten Friedhof in Bonn beerdigt. Clara Schumann schrieb in ihr Tagebuch: „Seine liebsten Freunde [Johannes Brahms, Joseph Joachim und Albert Dietrich] gingen ja voran, ich hinterher (unbemerkt), und so war es am besten, gewiss in seinem Sinne.“

Seine Witwe überlebte ihn um vierzig Jahre und liegt an Schumanns Seite in einem Ehrengrab. Eines seiner berühmtesten Werke, „Träumerei“, liegt bis heute am Notenpult jedes fortgeschrittenen Klavierschülers.

HELMUT QUALTINGER – Der Spiegel für das Nachkriegsösterreich

Heiligenkreuzerhof

* 8. Oktober 1928 in Wien

† 29 September 1986 in Wien

„Für neunzig Prozent der Menschen besteht der Sinn des Lebens darin, es zu fristen.“

Er war ein Multitalent – Schauspieler, Kabarettist, Rezitator und Schriftsteller, ein großer Menschendarsteller. Helmut Qualtinger hielt dem Österreicher und insbesondere dem Wiener mit seiner Darstellungskunst stets einen Spiegel vor. So intensiv, dass es schmerzte und bei seinen Pointen blieb einem vielfach das Lachen im Halse stecken. Seine Geradlinigkeit und ungebrochene Haltung zu Österreichs dunkler Vergangenheit brachte ihm nicht nur Freunde ein.

Kindheit und Jugend verbrachte Helmut Gustav Friedrich in einem Haushalt des gehobenen Bildungsbürgertums im gehobenen Milieu. Sein Vater Friedrich unterrichtete im Realgymnasium Glasergasse, dem heutigen Erich-Fried-Gymnasium, im neunten Bezirk, Mathematik, Physik und Chemie, während Mutter Ida Hausfrau war.

Sicherlich mit ein Grund, weshalb der Sohn den Nationalsozialismus hasste, war der Umstand, dass der Vater dieses verbrecherische Regime glühend verehrt hatte.

Von frühester Jugend an entpuppte sich Helmut als ein begeisterter Leser und ackerte sich durch die Weltliteratur. Bereits in seiner Gymnasialzeit gründete er zusammen mit dem späteren Schauspieler Walter Kohut (1927-1980) und dem Sohn des Burgschauspielers, Regisseurs und Schriftstellers Philipp Zeska (1896-1977) das Jugendtheater „Mozart-Bühne“.

Das Debüt war die Nestroy-Posse „Nur keck!“. Ein Stück, das erst nach dem Tode des Verfassers uraufgeführt worden ist. Der Schriftsteller Heimito von Doderer (1896-1966) besuchte die Vorstellung. Es musste ihm außerordentlich gefallen haben, da er Qualtinger, der die Hauptrolle gespielt und Regie geführt hatte, ermutigte, unbeirrt diesen Weg fortzusetzen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Helmut Qualtinger als Journalist, begann auch ein Medizin- und Publizistikstudium, was ihm aber nicht behagte. Daher brach er seine Studien ab, erinnerte sich an von Doderers Ratschlag und startete am berühmten Wiener Max-Reinhardt-Seminar seine Schauspielausbildung. Seinen ersten Theaterauftritten in Wien und Graz war allerdings kein Erfolg beschieden.

Erste kabarettistische Spuren verdiente sich Qualtinger ab 1947 im Studio der

Hochschulen in Wien, in der Revue „Die Grimasse“. Zwei Jahre zuvor bewies er erstmals, dass ihm stets der Schalk im Nacken saß.

Kurz nach Ende des Krieges, im Mai 1945, trat er erstmals öffentlich als „Kulturkommissar“ mit Sowjetstern an der Brust und einem gefälschten Empfehlungsschreiben auf. Er wollte eine Villa zur Gründung eines Theaters beschlagnehmen, Schauspieler anwerben und behauptete, ein Freund des Bürgermeisters, habe ihn dazu ermächtigt. Das missfiel allerdings den Russen. Qualtinger hatte Riesenglück und wurde nur für drei Monate inhaftiert.

Doch er gab keine Ruhe, spielte weiter seine wohlüberlegten und durchdachten Streiche. 1951, mitten in der Besatzungszeit, düpierte er die heimische Presse und kündigte den Wien-Besuch des berühmten Eskimodichters Kobuk an, der sein Werk „Der brennende Iglu“ präsentieren wollte. Am 3. Juli der große Empfang für den großen Literaten am Westbahnhof im Beisein internationaler Presse. Aus dem Zug stieg Helmut Qualtinger im Pelzmantel und mit Pelzmütze. Als ihn ein Reporter interviewte und nach seinen ersten Eindrücken über die Stadt befragte, antwortete Qualtinger: „Haaß is‘.“¹

Unvergessen bis heute ist seine Parodie auf die Volksschauspielerin Annie Rosar (1888-1953) geblieben. Als der 1958 gedrehte Streifen „Der veruntreute Himmel“ nach dem Roman von Franz Werfel erstmals im jungen Medium Fernsehen ausgestrahlt wurde, war es für Rosar in einer ihrer wenigen ernststen Rollen ein Riesenerfolg.

Wenige Tage lief auf den Bildschirmen eine Kabarettssendung von Gerhard Bronner, in der Helmut Qualtinger die beliebte Schauspielerin hervorragend parodierte. Kurz danach läutete beim damaligen Fernsehdirektor Gerhard Freund das Telefon und eine erboste Annie Rosar beschwerte sich über diese Persiflage. Freund versuchte sie zu besänftigen, erklärte ihr, dass es keine Zensur für Kabarett gäbe und versicherte ihr, es wäre niemals Absicht gewesen, sie zu desavouieren oder zu beleidigen.

Insgesamt sechsmal rief eine erboste Rosar beim Direktor an, der zunehmend irritierter wurde. Als sein Telefon abermals klingelte, ließ er sich von seiner Sekretärin verleugnen. Schließlich tat es ihm leid und er wählte Rosars Nummer. Sie versicherte ihm, ihn noch niemals angerufen zu haben.

Wer steckte dahinter? Natürlich Qualtinger, der sich einen Jux gemacht hatte und die Schauspielerin überzeugend imitiert hatte.

1 Heiß ist es.

Zurück zu den Anfängen. 1949 verursachte sein Theaterstück „Jugend vor den Schranken“ in Graz einen ausgewachsenen Skandal, der weite Kreise zog. Es ging um die Verelendung der österreichischen Nachkriegsjugend, um die Halbstarcken, die sogenannten Schlurfs, wie man sie damals bezeichnete. Die Mehrheit des Publikums protestierte lautstark während der Aufführung und ein Polizeiaufgebot musste die Schauspieler vor der wütenden Menge schützen. In einer Szene forderte der Staatsanwalt die Todesstrafe, worauf das Auditorium völlig ausrastete und Gleiches für den Verfasser, also für Helmut Qualtinger, forderte. Daraufhin wurde das Stück am nächsten Tag abgesetzt.

Bis 1960 trat er in verschiedenen Kabarettprogrammen auf, die längst zu Klassikern wurden wie „Brettl vor'm Kopf“, „Blattl vor'm Mund“, „Glasl vor'm Aug“, „Spiegel vorm G'sicht“, „Dachl übern Kopf“ und „Hackl vor'm Kreuz“. Die Texte stammten von Gerhard Bronner (1922-2007), Carl Merz (1906-1979) und natürlich auch von Qualtinger. Die Leute stürmten die Vorstellungen im „Kleinen Theater im Konzerthaus“ und im „Intimen Theater“. Obwohl das Fernsehen noch in den Kinderschuhen steckte trug es erheblich zur Popularität von Qualtinger, Gerhard Bronner, Carl Merz, Peter Wehle (1914-1986), Louise Martini (1931-2013), Georg Kreisler (1922-2011), Michael Kehlmann (1927-2005) und Johann Sklenka (1911-1983) bei.

Kabarettgeschichte schrieben die „Travnicek“-Doppelconferenzen zwischen Bronner und Qualtinger, der auch mit Carl Merz für die Texte verantwortlich zeichnete.

Bronners Lieder wie „Der g'schupfte Ferdl“, „Der Wilde auf seiner Maschin“, „Der Papa wird's schon richten“, interpretiert von Helmut Qualtinger, wurden zu unnachahmlichen Gassenhauern. Indirekt löste letztgenanntes Lied den Rücktritt des damaligen Nationalratspräsidenten Felix Hurdes aus. Sein betrunkenere Sohn verursachte einen tödlichen Verkehrsunfall, der vertuscht werden sollte.

1961 blickte Helmut Qualtinger mit dem Einpersonenstück „Der Herr Karl“ tief in die österreichische Seele. Die Fernsehinszenierung unter der Regie von Erich Neuberger löste ungeheure Reaktionen aus und bescherte Qualtinger gleichzeitig den endgültigen Durchbruch im deutschen Sprachraum. In der Rolle eines Feinkostmagazineurs erzählte er einem fiktiven Kollegen sein Leben. Doch hinter der Biedermannfassade verbarg sich ein abscheulicher Wendehals, Mitläufer und Opportunist, stets auf den eigenen Vorteil bedacht und der andere ohne mit der Wimper zu zucken über die Klinge springen ließ.

Die Figur dieses Herrn Karl existierte tatsächlich, hatte aber auch Charakterzüge

von anderen realen Personen. Qualtinger handelte sich mit seiner Darstellung eine Menge Feinde und sogar Morddrohungen ein, da bis zu diesem Zeitpunkt niemand so schonungslos das wahre Gesicht des Nachkriegsösterreicherers offenbarte.

Von 1955 bis 1961 veröffentlichte er zusammen mit Carl Merz in der bürgerlichen Tageszeitung „Kurier“ die wöchentliche Glosse „Blattl vor'm Mund“, indem die beiden Herren die Machenschaften der Mächtigen genau unter die Lupe nahmen.

Ab den 1970er Jahren zog sich Qualtinger vom Kabarett zurück, forcierte seine Schriftstellertätigkeit und unternahm zahlreiche Lesereisen mit eigenen und Fremdtexen, so u.a. mit Hitlers „Mein Kampf“ oder Karl Kraus „Die letzten Tage der Menschheit“. Mit diesen Interpretationen war er dermaßen erfolgreich, dass zahlreiche Schallplatten produziert wurden.

Helmut Qualtinger spielte in zahllosen Theater-, TV- und Filmrollen wie in „Der Alpensaga“, den Zauberkönig in Ödon von Horvaths „Geschichten aus dem Wienerwald“ unter der Regie von Maximilian Schell oder in Umberto Ecos Romanverfilmung „Der Name der Rose“ unter Jean-Jacques Annaud. Die Rolle des Mönchs Remigio da Varagine sollte seine letzte sein. Bereits von schwerer Krankheit gezeichnet, mussten die anstrengenden Dreharbeiten mehrmals unterbrochen werden.

Zeit seines Lebens plagte Qualtinger ein massives Alkoholproblem. Zu einem seiner Lieblings- und Stammlokale zählte das „Gutruf“ in der Milchgasse 1 im ersten Bezirk. Im Hinterzimmer versammelte sich eine illustre Schar von Künstlern und Intellektuellen, wo bis in die frühen Morgenstunden schwadroniert und wie es in Wien heißt, Schmääh geführt wurde. Wer nicht zu dieser eingeschworenen Gemeinschaft gehörte, hatte keine Chance jemals in diese exklusive Runde aufgenommen zu werden. Einer, der es wissen musste, schließlich gehörte er ebenfalls zu dieser legendären Partie – der Journalist, spätere ORF-Generalintendant und Schauspieler Teddy Podgorski sagte einmal sinngemäß: „Egal, wer du draußen warst oder was du besessen hast; wer im Gutruf nicht den Schmääh aushielt und mithalten konnte, war erledigt.“

Helmut Qualtinger war zweimal verheiratet. In erster Ehe 1952 mit der Kinder- und Jugendbuchautorin Leomare Seidler, aus welcher der Sohn Christian hervorging. Heute ist er selbst ein erfolgreicher Maler, Schriftsteller, Musiker und Kabarettist. Ab 1982 war die Schauspielerin Vera Borek bis zu Qualtingers Tod die Frau an seiner Seite.

Fünfzehn Jahre lang, von 1960 bis 1975, lebte Qualtinger in einem Gemein-

debau im Nobelbezirk Döbling: Paradis-, Daringer-, Traklgasse, zwischen Sieveringer Straße und Grinzinger Allee. Seit 1998 trägt diese Wohnhausanlage seinen Namen.

Von 1975 an lebte Helmut Qualtinger in einer geräumigen Altbauwohnung im Heiligenkreuzerhof. Am 29. September 1986 starb er mit nur siebenundfünfzig Jahren. Qualtinger liegt in einem Ehrengrab auf dem Zentralfriedhof (Gruppe 33G, Nummer 73).

MATTHIAS SINDELAR – Der Papierene

Annagasse 3

* 10. Februar 1903 in Kozlau

† 23. Jänner 1939 in Wien

„I, Herr Doktor, wird' Ihna oba immer griäß'n“ („Ich, Herr Doktor, werde Sie auch weiterhin grüßen“.)

Die Zeiten liegen lange zurück, als der österreichische Fußball gefürchtet und weltberühmt war. Großen Anteil an diesem Wunderteam hatte der Kapitän der Nationalmannschaft Matthias Sindelar, der sich aus ärmsten Verhältnissen zu einem internationalen Starkicker hochdribbelte.

Geboren am 1903 als Matěj Šindelář in dem Nest Kozlau, dem heutigen Kozlov in Tschechien, in der dem Untergang geweihten österreichisch-ungarischen Monarchie, als eines von vier Kindern. Der Vater war Maurer und brachte seine Familie mehr schlecht als recht über die Runden.

Im Alter von drei Jahren kamen Matěj und seine Familie nach Wien, da es in Kozlau keine Zukunft mehr gab. In diesen Jahren siedelten sich mehr als dreihunderttausend Menschen aus Böhmen, Mähren und Ungarn in der Reichshauptstadt an, weil sie sich ein besseres Leben als in ihrer ursprünglichen Heimat erhofften.

In Wien wurde aus den Šindelářs die Familie Sindelar, der kleine Junge erhielt seinen neuen Namen Matthias. In der Quellenstraße/Ecke Steudelgasse im Arbeiterbezirk Favoriten fand sich eine kleine Wohnung, aber von einem wirtschaftlichen Aufschwung war im 10. Bezirk nichts zu merken. Die Leute litten besonders am Laaerberg, wo sich viele Ziegeleien befanden und die meisten von ihnen dort arbeiteten, unter menschenunwürdigen Zuständen. Der „Ziegelbehm“² war in der

2 Ziegelböhme

Stadt ein geflügelter Ausdruck und jeder wusste, worum es sich handelte.

Die Zukunftschancen waren für Kinder dieser Schicht äußerst trist und der Sport bot eine der wenigen Chancen, den Armutsmief abzuschütteln. Vor allem Fußball, und Sindelar verstand es, mit einem Fetzenladerl umzugehen. Einen richtigen Lederfußball konnte sich niemand leisten, daher wurde aus Stofffetzen ein ballähnliches Ding, eben das Fetzenladerl, zusammengenäht, mit dem auf der G'stätt³ und von denen gab es viele in jeder freien Minute ballestert⁴ wurde.

Aus dem Ersten Weltkrieg kehrte der Vater nicht mehr zurück, er fiel 1917 an der Isonzo-Front. Nun war die Mutter auf sich alleine gestellt und musste ihre vier Kinder durchbringen. Daher begann Matthias Sindelar im Alter von vierzehn Jahren eine Schlosserlehre, um der Mutter und seinen Geschwistern zu helfen, trachtete aber gleichzeitig in die Jugendmannschaft eines Favoritner Fußballclubs aufgenommen zu werden.

1918 wurde das fußballerische Ausnahmetalent von dem Lehrer Karl Weimann entdeckt. Sindelars erste Clubfarben wurden blau-weiß in seinem ersten Verein ASV Hertha. Praktisch, dass sich das Stadion in unmittelbarer Nähe von Sindelars Zuhause befand, aber leider während des Zweiten Weltkrieges aufgegeben werden musste. Sein Leben spielte sich zwischen Fußball und Schlosserlehrer ab, obwohl er später diesen Beruf nie ausübte.

Bei ASV Hertha erhielt er auch seinen Spitznamen der „Papiere“ aufgrund seiner schwächtigen Statur. Deshalb vermied er Zweikämpfe, weil er wusste: dabei konnte er nur verlieren. Mit achtzehn Jahren debütierte Sindelar in der Kampfmannschaft in der österreichischen Meisterschaft und schoss seine ersten Tore. Rasch stieg er zum Stammspieler des ASV Hertha auf.

Beinahe hätte ein schwerer Sturz 1923 in einem Schwimmbad seine vielversprechende Karriere beendet. Glücklicherweise konnte das schwer angeschlagene rechte Knie wieder durch eine Meniskusoperation funktionstüchtig hergestellt werden. Doch dieser Zwischenfall war dem jungen Kicker eine Lehre. Aus Sicherheitsgründen trug er stets während der Matches einen Kniestrumpf, der bald zu seinem Markenzeichen werden sollte.

1924 ging es mit dem ASV Hertha sowohl spielerisch wie auch finanziell steil bergab. Um den Schuldenberg abbauen zu können, mussten einige Spieler, darunter Sindelar, verkauft werden. Zuerst hatte er vor, zu Triest zu wechseln, dessen

3 verwildeter Platz

4 Fußball spielen

Verein damals zur Gänze aus österreichischen Spielern bestand und in der italienischen Meisterschaft eine große Rolle spielte, entschied sich aber schließlich doch, in Wien zu bleiben und kam 1924 bei den „Amateuren“, der späteren „Austria Wien“ unter.

Anfänglich kämpfte Sindelar als Mittelstürmer in der neuen Mannschaft mit Problemen. Da er ein hervorragender Techniker war, kamen seinetwegen die Zuschauer in Massen, und er avancierte zum Lieblingsspieler. Doch die Konkurrenz in der eigenen Elf war groß. Auf gleichem Niveau wie Sindelar spielten auch Gustav Wieser, Viktor Hierländer sowie die ungarischen Brüder Jenő und Kálmán Konrád. Doch die Amateure, ab 1926 Austria Wien, konnten auf Matthias Sindelar nicht mehr verzichten. Zwar klappte es noch nicht in der Meisterschaft, aber 1927 und 1930 gelang der Sieg im Cup. Sindelar wurde zum populärsten Wiener Fußballer.

Seinen ersten Auftritt in der österreichischen Nationalmannschaft hatte er 1926 gegen die Tschechoslowakei und der Siegestreffer zum 2:1 ging auf sein Konto. Beim 7:1-Sieg gegen die Schweiz gelangen Sindelar zwei Tore, beim Sieg über die Schweden ein Goal. Daher blieb es nicht aus, dass verschiedene Vereine wie Rekordmeister SK Rapid oder Slavia Prag anklopfen. Arsenal London bot für Matthias Sindelar die damals ungeheure Summe von vierzigtausend Pfund.

Einem war sein fußballerischer Stil ein Dorn im Auge. Hugo Meisl (1881-1937), langjähriger Trainer der österreichischen Nationalmannschaft von 1919 bis zu seinem Tod, war Sindelars Scheiberlspiel, wie er es nannte, zutiefst zuwider. Nach einer Niederlage gegen eine süddeutsche Mannschaft auf schneebedecktem Feld, stellte Meisl den Mittelstürmer ab 1928 für vierzehn Spiele nicht mehr auf. Doch der Coach hatte nicht mit dem Druck der Fans und Sportjournalisten gerechnet und musste klein begeben.

Matthias Sindelar zahlte es dem Trainer auf seine Art heim, wieder als Mittelstürmer in der neugebildeten Nationalmannschaft eingesetzt. Vor sechzigtausend Zuschauern auf der Hohen Warte wurde am 16. Mai 1931 der haushohe Favorit Schottland, bis ungeschlagen auf europäischen Festland, fegte das Team die Schotten mit 5:0 vom Platz. Anton Schall eröffnete den Torregen in der 27. Minute, zwei Minuten später kam Karl Zischek zum Zug. Das 3:0 erfolgte vier Minuten nach Beginn der zweiten Halbzeit durch Adolf Vogl, danach war wieder Karl Zischek in der 69. Minute erfolgreich und Matthias Sindelar vollendete den Triumph in Minute 79.

Es war die Geburtsstunde des österreichischen Wunderteams. In Berlin wurde

das Deutsche Reich mit 6:0 abgefertigt, bei der Revanche in Wien schoss Sindelar drei Tore für das Endergebnis von 5:0. Die Schweiz musste sich mit 8:1 geschlagen geben, Frankreich kassierte vier Treffer, Italien kam mit 2:1 noch glimpflich davon, ebenso die Schweden mit 4:3.

Ein Spiel bezeichnen Experten als wohl bestes Spiel des Wunderteams. Am 24. April 1932 trat die Mannschaft gegen „Erzfeind“ Ungarn an und gewann haushoch mit 8:2, wobei Sindelar drei Tore für sich verbuchen konnte und die an den weiteren fünf Treffern maßgeblich beteiligt war. Im gleichen Jahr gewann die österreichische Nationalmannschaft mit Sindelar als Kapitän den Europa-Pokal der Fußball-Nationalmannschaften, dem Vorläufer der heutigen Europameisterschaft.

Ein Paradoxon war, dass ausgerechnet die einzige Niederlage des Wunderteams die größte internationale Anerkennung einbrachte. Am 7. Dezember 1932 stand das Match gegen England auf dem Spielplan. Ein Gegner, bisher zu Hause ungeschlagen und daran sollte sich auch weitere einundzwanzig Jahre nichts ändern. Mehr als einen Ehrentreffer konnte noch keine Mannschaft gegen die Engländer erzielen.

Die Radiübertragung des Spiels wurde von der RAVAG, dem Vorgänger des ORF, live am Wiener Heldenplatz ausgestrahlt. Nach der ersten Halbzeit im Stadion von Stamford Bridge lagen die Österreicher bereits mit 2:0 im Rückstand. Danach wurde der Spieß umgedreht. Dreimal gelang der Anschlusstreffer, Sindelar sorgte mit seinem Tor zum 3:2 für die Führung, am Ende waren die Österreicher mit 4:3 geschlagen. Doch die englische Sportpresse lobte das Wunderteam über alle Maßen. In Wembley erinnert bis heute eine Gedenktafel an das hervorragende Match.

Am 9. April 1933 endete die glanzvolle Ära des Wunderteams mit einer Heimniederlage von 1:2 gegen die Tschechoslowakei, davor hatte man in Prag gewonnen.

Im heimischen Fußball lief es weniger gut. In der Meisterschaft war Sindelars Verein Austria Wien nur Mittelmaß. Dennoch gelang die Qualifikation für den Mitropacup, dem Vorgänger des Europapokals und der Champions League. Dennoch es Austria Wien bis ins Finale und trat gegen Ambrosiana Inter Mailand, heute Inter Mailand, mit ihrem Starstürmer Giuseppe Meazza an. Das Spiel endete mit einer 2:1-Niederlage für die Wiener. Beim Rückspiel saßen sechzigtausend Fans auf den Rängen am 8. September 1933 im Wiener Stadion. Zwei Sindelar-Tore brachten die Führung, aber Meazza schoß fünf Minuten vor Spielende das Tor für die Italiener. Somit wäre ein Entscheidungsspiel fällig gewesen. Doch in der 89. Minute

gelang Sindelar der Siegestreffer und Austria Wien schaffte den Mitropacupsieg.

Die Weltmeisterschaft ein Jahr später, 1934, im faschistischen Italien stand unter keinem guten Stern und die Österreicher schafften nur den undankbaren vierten Platz. Dieses Ergebnis war den enttäuschten Fans zu wenig und bei der Rückkehr am Wiener Südbahnhof gellten der Mannschaft Pfuirufe und Pffife in den Ohren. Dafür schaffte Austria Wien 1936 abermals den Mitropacup.

Trotz einiger Niederlagen blieb Matthias Sindelar nach Josef Uridil (1895-1962) in diesen Jahren der Starfußballer und Liebling der Fans. Dennoch vergaß Sindelar seine Wurzeln, und die ärmliche Verhältnisse in denen er groß geworden war, nie. Er lebte noch immer in der Wohnung seiner Mutter, und sein Rückzugsort war ein Schrebergarten in der Nähe der heutigen Sindelargasse im 10. Bezirk. Er galt als scheu, introvertiert und sensibel. Da er genau wusste, was Armut bedeutete, versorgte er regelmäßig Arbeiterkinder mit Freikarten für Fußballspiele.

Die Popularität verschaffte ihm auch zahllose Werbeverträge für Uhren, Anzüge und Molkereiprodukte. 1938 wirkte er auch in dem Spielfilm „Roxy und ihr Wunderteam“ mit, in dem er sich selbst spielte. Trotz seiner Erfolge als Profifußballspieler arbeitete er als Abteilungsleiter für die Sportartikelfirma Pohl.

Am 12. März 1938 wurde aus Österreich die Ostmark. Knapp nach der Qualifikation für die kommende Weltmeisterschaft in Frankreich, kam es zur Auflösung der österreichischen Nationalmannschaft. Als „Wiedergutmachung“ organisierten die Nazis am 3. April 1938 ein Anschlussspiel zwischen der Ostmark und dem Altreich.

Kapitän Matthias Sindelar bestand darauf, dass seine Mannschaft für diese Begegnung in rot-weiß-roten Dressen, anstelle im traditionellen schwarz-weiß, auf den Rasen zu laufen. Ein ungeheuerliche Provokation, die er noch während des Matches fortsetzte und bewusst Chancen vergab. Doch es reichte auch so für ein 1:0 nach der ersten Halbzeit. Nach der Pause schoss Karl Sesta das 2:0.

Sämtliche Profiverträge wurden mit 31. Mai 1938 aufgelöst, jüdische Vereine aufgelöst, die Spieler verhaftet. Auch Austria Wien war davon betroffen. Einem Teil der Kicker und Funktionäre gelang es sich rechtzeitig ins Ausland abzusetzen. Matthias Sindelar blieb. Die Austria wurde in den SC Ostmark Wien umbenannt. Vereinspräsident Michl Schwarz verlor sein Amt und Sindelar durfte ihn nicht mehr grüßen. Doch daran hielt er sich nicht und sagte zu Schwarz: „I, Herr Doktor, wird' Ihna immer griäß'n“. Mehrmals stellte Sepp Herberger, Trainer der reichsdeutschen Nationalmannschaft, Sindelar für die reichsdeutsche National-

mannschaft auf, so auch für die Weltmeisterschaft 1938. Doch Matthias Sindelar verweigerte, ebenso wie er niemals in die NSDAP eingetreten war. Dennoch sah Berlin darüber hinweg, wollte vielmehr Sindelar für die große Zukunft des ost-märkischen Fußballs für sich vereinnahmen.

Sindelar sah sich nach einem zweiten Standbein um. Um Zwanzigtausend Reichsmark erwarb er das Kaffeehaus „Annahof“ in der Laxenburgerstraße 16 in Favoriten. Der jüdische Vorbesitzer Leopold Simon Drill war 1938 von den Nazis enteignet worden und wurde 1943 im KZ Theresienstadt ermordet. In diesem Café war Sindelar vor dem Einmarsch Stammgast und spielte dort Karten. Später versuchte man den Fußballer in die rechte Ecke zu drängen, doch das entsprach nicht der Wahrheit. Vielmehr wollte „Motzl“, wie ihn seine Freunde nannten, dem Juden helfen, indem er das Lokal übernahm, bevor es ein Fremder in die Hände bekommen konnte. Sindelar galt als völlig unpolitisch und hatte nichts gegen seine jüdischen Mitmenschen.

Sein letztes Spiel bestritt er am 26. Dezember 1938 mit Austria Wien, die sich nach heftigen Protesten der Fans wieder ihren alten Namen weiterführen durfte, in Berlin gegen Hertha BSC. Das Match endete unentschieden 2:2 und Sindelar schoss das letzte Tor in seinem Leben.

Knapp einen Monat später, am 23. Jänner 1939, wurde Matthias Sindelar tot im Bett seiner jüdischen Freundin Camilla Castagnola in der Annagasse 3 gefunden. Die beiden kannten sich erst seit wenigen Wochen. Die offizielle Todesursache lautete: Kohlenmonoxidvergiftung durch einen schadhafte Kamin. Ob es sich tatsächlich so zugetragen hatte, blieb bis heute ungeklärt. Angeblich verschwand die Akte während der Wirren des Zweiten Weltkriegs.

Sein überraschender Tod verbreitete sich in Wien wie ein Lauffeuer. Nur wenig wollten tatsächlich an einen Unfall glauben.

Über fünfzehntausend Menschen begleiteten Matthias Sindelar auf seinem letzten Weg zum Wiener Zentralfriedhof. Die Nazis inszenierten das Begräbnis als Staatsakt, wollten noch seinen Tod für sich vereinnahmen und scheiterten. Bis heute wird jährlich am Todestag an seinem Grab eine Trauerfeier abgehalten.

Der fußballbegeisterte jüdische Schriftsteller Friedrich Torberg (1908-1979) setzte Matthias Sindelar ein literarisches Denkmal.

Es jubelte die Hohe Warte,
der Prater und das Stadion,

wenn er den Gegner lächelnd narrete
und zog ihm flinken Laufs davon.
Bis eines Tags ein anderer Gegner
Ihm jählings in die Quere trat,
ein fremd' und furchtbar überlegener,
vor dem's nicht Regel gab noch Rat.

Er spielte Fußball wie kein Zweiter,
er stak voll Witz und Fantasie.
Er spielte lässig, leicht und heiter,
er spielte stets, er kämpfte nie...
Er war gewohnt zu kombinieren
und kombinierte manchen Tag.
Sein Überblick ließ ihn erspüren,
dass seine Chance im Gashahn lag.

In der Liste der IFFHS (International Federation of Football History & Statistics) belegt Matthias Sindelar den 22. Rang der hundert besten Fußballer im 20. Jahrhundert.

Werkstatt

In dieser neuen Rubrik präsentieren wir ab sofort Texte und Fragmente, die sich noch in Arbeit befinden als „work in progress“. Ziel ist es, eine Diskussion über die Beiträge zu entfachen. Gerne nehmen wir Ihre Kommentare per E-Mail unter office@oesv.or.at zur Weiterleitung an die Autoren/Autorinnen entgegen.

Christl Greller

Von Tag zu Tag

Wenn einem ein guter Satz, Ausdruck oder ein Bild einfällt, möchte man das gern festhalten. Daraus entwickelte sich mein Wunsch, eine Art literarisches Tagebuch zu schreiben. Das sollte nur aus EINEM (be)merkenswerten Satz pro Tag bestehen: eine Erkenntnis, ein Erlebnis, eine Einsicht oder Beschreibung – was auch immer. Dafür aber täglich, es ist doch möglich, pro Tag EINEN Satz zu Papier zu bringen. Die Vielzahl von 365 solcher Sätze würde sich jedenfalls zu etwas (Be)merkenswertem runden und bei der Bewältigung des Lebens helfen (– oder auch nicht).

Titel dieser Sammlung:

Tagsätze zur Nicht- bzw. Bewältigung

Das Ein-Satz-Vorhaben relativierte sich bereits bei der allerersten Eintragung zu der Erkenntnis, dass ein Satz (mitunter eine ganz Seite) lang sein kann:

18. Dezember

Jedes Datum ist gut, um zu beginnen, auch dieses – so knapp vor der Wintersonnenwende. Ein Geburtstag ist ein gutes Datum. Sternbild Schütze – ein Wendesternbild, sieht nach hinten, sieht nach vorn, sieht mehr als eine Seite. Im Wenden selbst werden unzählige Grautöne sichtbar zwischen Schwarz und Weiss. Etwas endet, etwas beginnt täglich.

Gut, das konnte ich akzeptieren.

Hier nun – weil gerade Sommer ist – ein paar meiner Sommer-Eintragungen:

11. Juni

Im größten Touristengedränge eine uralte Osteria gefunden, nur halb so breit wie ein Eisenbahnwagen. Una ombra e cichetti für jeden von uns. An den Wänden Zeitungsausschnitte, darunter eine Seite aus der vor Jahrzehnten eingestellten

Wiener „ARBEITERZEITUNG“. Wir sind die einzigen Gäste an den schmalen Tischchen. Wie schön (für uns).

12. Juni

Und die Glocken! Aus einem der unzähligen Campanile läutet es immer heraus, selbst nachts. Der Grund kann nur erraten werden. Die Luft vibriert über der Stadt. Es stört nie.

18. Juni

Dieser Juni-Reichtum: Noch immer Orangen, Bananen, Kiwi. Jetzt unsere Erdbeeren, Kirschen und schon Pfirsiche. Ich kann gar nicht so viel essen, wie ich möchte. Danke, danke, danke!

19. Juni

Manuskriptin sucht Manuskripter – oder Manuskripter sucht Manuskriptin. Wäre ein schöner Titel für eine Liebesgeschichte.

Gibt es so was noch?

Wir sind schon so abhängig geworden von uns selbst, dass wir es ohne uns gar nicht mehr aushalten.

20. Juni

Nach den Hitzetagen endlich feuchtere Luft. Und plötzlich: ein Regenbogen! Immer wieder eine Überraschung. Und eine Erinnerung: Bei einer Autoreise durch Schottland ist ein Regenbogen mit uns mitgefahren – lange Zeit. Zeit des Glücks.

21. Juni

Warum sind die Sommernächte so kurz? Sie werden von den unermüdlichen Grillen kurz und klein geraspelt.

22. Juni

Der London-Marathon im TV, mit den Royals und einem Meer von Menschen die größte Wohltätigkeitsveranstaltung. Tausende geben ihr Äußerstes um Spenden aufzutreiben, weil jemand Geliebter an Brustkrebs, Prostata- oder Blutkrebs gestorben ist. Mit einem Marathon den Tod besiegen? Den TOD? Ein einziger Spendenauf Ruf ist mir in Erinnerung geblieben: „...zugunsten von armen Kindern.“ Hier will jemand etwas fürs LEBEN tun.

23. Juni

Unser kleiner Zwetschkenbaum, den wir aus einem fadendünnen Setzling gezogen haben, hat heuer erstmals geblüht. Und er trägt nun eine Zwetschke! Vorsich-

tig versteckt er seine noch grüne Frucht hinter einem Blatt.

25. Juni

Die Ankunftshalle des Flughafens. Menschentrauben rund um den abgegrenzten Ankunftsbereich. Ein paar elegant gekleidete Männer kommen heraus, der an der Spitze scheint ihr wichtigster zu sein.

Aus der wartenden Menge drängt sich ein junger Mann in den abgezaunten Bereich, eilt ihm entgegen. Sein Kniefall. Sein gebeugter Kopf. Von oben die vorgestreckte Hand. Der Handkuss - - und man verlässt den Ort.

26. Juni

Ungewollt werde ich Ohrenzeugin eines Anrufs an einem öffentlichen Telefon. Der (nach der Stimme – ich sehe ihn nicht) ältere Mann: „Sie sagen, sie ist gestorben. Aber sie hat einen Zettel geschrieben: ‚Heute kein Frühstück...‘ - - - Ich komme um zehn! Ganz bestimmt! (Flehend:) Frau...Frau...(der Name fällt ihm offenbar nicht ein) ...ich komme! Warten Sie auf mich. Sie kann ja nicht zweimal sterben...“ Gesprächsende.

Früher hätte er für seine Verzweiflung wenigstens ein Telefonhäuschen gehabt, eine „Zelle“. Heute spricht man nur mehr öffentlich, jeder steht bloß.

28. Juni

Nur ein Zaun trennt die gesegnete Nachtruhe vom nachbarlichen Biotop mit seinen nach Bräuten quakenden Bewohnern. Ein Zaun mit Morgenstern'schen Zwischenräumen. Das hat freilich eine Lautqualität, die über „romantisches Hintergrundgeräusch“ hinausgeht.

Was habe ich gelernt?

Es ist NICHT möglich, jeden Tag diesen einen Satz zu schreiben. Ich kann es nicht glauben, doch das Leben belehrt mich. Also dauert das Projekt weit länger als gedacht, zieht sich über mehrere Jahre. Aber wenn ich hineinlese, so ist es doch bewegt und glitzernd wie das Funkeln einer Disko-Kugel.

Marianne Gruber

Fragmentarische Anmerkungen

Ich bin kein Krüppel. Ich bin es nur leid zu gehen. Die Wohnung verlasse ich nicht mehr, also wozu gehen. Das Gehen hole ich mir über den Blick aus dem

Souterrainfenster. Der wandernde Blick, eingegrenzt durch hölzerne Rahmen, ist ausreichende Bewegung und läßt genug von der Welt erblicken. Genug für mich. Das ist meine Art von Bescheidenheit. Die vorübergehenden Beine und Schuhe erzählen ununterbrochen Geschichten. Das Trippeln, Laufen, fast lautlose Schleichen, das Hämmern dünner Absätze, lange, schlanke, kurze, lange, dicke Beine genügen. Keine Gesichter und das ist gut so!

Manchmal gibt es Nebel. Ich weiß nicht, woher er kommt. Er dringt in mein Zimmer, auch wenn die Fenster geschlossen sind. Alles milchig grauweiß, sodaß an eine schnelle Bewegung nicht zu denken ist. Vielleicht spielt man auf dem Platz vor dem Park wieder einmal Euripides, was das Ende des Krieges bedeutete, der zwischen den Friedenspausen tobt. „Um Dunst und Nebel haben wir gekämpft“. Ich nicht. Ich habe nie gekämpft..

Donnerstags kommt immer die Frau, die sich um die Reinhaltung meiner Wohnung und um die Wäsche kümmert. Pünktlich um 15h. Früher war es die Zeit, da ich die Wohnung verließ und ins Kaffeehaus ging, um Zeitung zu lesen oder die Leute zu beobachten. Diskret versteht sich. Ich bewunderte eine Zeit lang die Menschen dort, die sich mit anderen trafen, redeten, sogar lachten, als wäre die Welt noch in Ordnung.

Wenn sie kommt, wartet sie nach dem Klopfen, ehe sie die Türe öffnet, damit ich mich zurückziehen kann. Ich glaube, sie zählt in der Zwischenzeit bis zehn. Ich glaube auch, daß sie einen Namen hat, aber ich kenne ihn nicht. Sie ist die Frau, die donnerstags kommt und hätte sie eine Nachfolgerin, wäre diese ebenfalls die Frau, die donnerstags kommt. Das ist präziser als ein Name, der vielerlei bedeuten kann, aber keine Funktion umschreibt. – Zwischen eins und zehn rolle ich ins Bad, das ein Bad zu nennen, wahrscheinlich deshalb, weil zwischen Gerümpel eine Waschmuschel an der Wand hängt. Man darf sich nicht aufstützen, sonst bricht sie ab. Stützen gibt es keine, mein Rollstuhl paßte nicht darunter.

Ist die Frau mit dem Wohnzimmer, das auch mein Schlafzimmer ist, mit dem Küchenabteil und dem Klo fertig, klopft sie an die Türe. Dann, ins Klo zurück, während sie mit dem Rücken zum Zimmer vor einem der beiden Fenster steht und so tut, als sähe sie etwas draußen. Ich warte im Klo, in meinem restroom, seltsame Feindschaft mit den Notwendigkeiten unseres Körpers. Ich warte darauf ihr „fertig“ zu hören. Das Geld für ihre Dienste liegt auf dem Tisch bereit. Sie nimmt es und geht. Fertig ist das einzige Wort, das sie ausspricht, ich sage nichts zu ihr. Wir sehen einander auch nie an. Ich gehe davon aus, daß es ihr genauso unangenehm wäre, wie mir, daher meine ich, daß sie manchmal denkt. Wie schaut man einem Krüppel ins Gesicht und wie schaut der zurück. Das bringen

nur jene fertig, die nie denken. Sie starren einfach, vielleicht freuen sie sich, nicht der oder die Andere zu sein.

Seit ich nicht mehr das Haus verlasse, erzähle ich mir manchmal Geschichten, um mein Erinnerungsvermögen in Gang zu halten. Ich erzähle mir von den Dingen, die um mich herum geschehen sind. Man stellt sich das leichter vor, als es ist, ich meine die Schwierigkeit zu erzählen. Obwohl man weiß, wovon man sprechen wird, stockt man, macht unangebrachte Pausen, korrigiert sich. Manche Wortwahl scheint unangebracht. Das Stocken unterbricht den Fluß, von dem eine Erzählung lebt, wie ich meine. Es läßt sich schlecht erklären, warum ich trotz aller Schwierigkeiten diese Anstrengung unternehme. Vielleicht in der Hoffnung, das Bewußtsein zu stärken, wahrscheinlich auch die Phantasie, der man nicht entkommt, auch wenn man sie nicht wirken lassen will auf der Suche nach Wirklichkeit. Es ist nicht möglich, die wirkliche Wirklichkeit im Denken zu finden.

Das Gehen haben mir, wie gesagt, die Augen abgenommen, das Zeitunglesen praktiziere ich weiterhin. Ich lese die Zeitungen jedoch erst, wenn sie 3 Monate alt sind. Man kann dann besser überprüfen, was von den Nachrichten übriggeblieben ist, die so wichtig erschienen, daß man über sie schrieb. Interessant erscheint mir vor allem herauszufinden, worüber nie mehr gesprochen wird, obwohl die Meldung ursprünglich eine größere Überschrift, sogar die auf der ersten Seite wert war.

Nur alte Zeitungen zu lesen praktiziere ich schon sehr lange. Das fing bereits an, als ich noch das Haus verließ. Anfangs wunderte sich der Ober über meine Frage nach alten Zeitungen, schließlich gewöhnte er sich daran. Da ich immer donnerstags zur gleichen Zeit das Kaffeehaus betrat, war bereits eine kleine Auswahl vorbereitet. Ich ging damals noch einigermaßen ungeordnet beim Lesen vor. Erst seit man mir die Zeitung ins Haus bringt, ist der Ablauf streng geregelt. Es gibt für jeden Monat einen Stoß, nach Datum geordnet, sodaß zuunterst jene liegt, die an die Reihe zu kommen hat. Diese Ordnung schafft eine gewisse Befriedigung, nein, nein, nicht Glück. Verstehen Sie mich richtig! Ich bezweifle nicht die Fähigkeit des Menschen zum Glück. Ich bezweifle, daß Glück Glück bedeutet. Ich bezweifle die Segnung, die man ihm nachsagt. Man denkt an den Tod, wenn man an das Glück denkt. Da ist es – was immer – und ist schon wieder vorbei. Ein Augenblick und danach Leere, hin und wieder mehrere Augenblicke hintereinander – was soll man davon halten? Glück verträgt sich nicht mit Dauer. Daß es ein Vogel wäre, paßt. Die hin und her flatternden Vögel, einmal auf dem einen, dann auf dem anderen Ast und ehe man es sich versieht, in den weiten Himmel entfliegen.

Zurück zu meinen Kaffeehausbesuchen: Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, was mich an Kaffeehäusern anzog. Um Kaffee zu trinken meinen Sie? – Das wäre zu banal. Es waren die Menschen und die Zeitungen und Etwas, das ich aufgeben mußte, sozusagen hergeben mußte, seit ich zu Hause bleibe. Man ist nicht allein im Kaffeehaus und kann sich doch einer wohligen Einsamkeit hingeben. Meine Beobachtungen brachten mich zu dieser Einsicht. Es gab immer wieder Menschen, die mir glichen. Sie saßen da, eine Tasse vor sich und eine Zeitung in Händen, hinter der sie verborgen, gleichsam geschützt waren. Keine Gesichter. Angenehme Zeitgenossen, die nicht zu finden gewesen wären, hätte man sie gesucht. Ich will nicht gefunden werden.

Fortsetzung folgt...

Neue Mitglieder

Wir freuen uns, fünf neue Mitglieder mit ihren Leseproben vorstellen zu können.

Katharina Goetze

Hassounas Leben nach dem Tod

Hassouna hat den Tod überlebt. Oder zumindest seinen Wunsch danach zu sterben, der im entscheidenden Moment viel stärker war, als alles andere in ihm. Hassouna ist noch immer hier. Mit der Nachricht von Tarek, die er bisher nicht beantwortet hat.

Es sind die Tage des Khamseen-Sturms, der die Luft mit Sandstaub aus der Sahara gelb färbt und austrocknet. Und die Mutter, die Schwester, der Vater, sie schließen in der ganzen Wohnung die Fenster, damit der Staub draußen bleibt. Und sie schauen Hassouna nicht an, sondern sagen: „Was für ein schlimmer Unfall, Gott sei Dank lebst du noch, Gott hat dich geschützt.“ Dann reden sie nicht mehr darüber, sondern holen die Gebetsteppiche heraus und fallen auf die Knie. Sie beugen sich nach vorn und flüstern über ihre Schultern hinweg den Engeln zu, links und rechts, und Hassouna will es am liebsten noch einmal versuchen.

Denn wenn Hassouna nach seinem Sprung aus dem vierten Stock tatsächlich tot gewesen ist, wovon er ausgeht, dann hat er auf der anderen Seite gesehen, dass es in Wirklichkeit keine Höllenqualen für das gibt, was er sich angetan hat. Auch keinen Himmel. Da war einfach nur Schlaf, aber wacher Schlaf. So, wie wenn er am Computer Football Manager spielt und nicht merkt, dass ihm schon seit Stunden die Blase drückt. So war das Tot-sein.

Seit er aus dem Krankenhaus entlassen ist, zwingt sein Vater ihn, in die Moschee zu gehen, jetzt noch öfter als vorher. Der Gott seines Vaters kennt keine Ausreden. Hassouna hört dem Vater zu und kann nicht sagen, was er weiß und was er gesehen hat. Fragen und Einwände haben nur Ungläubige, die an einen Ort verbannt werden, den es nicht gibt. Hassouna wirft sich auf die Knie, presst seine Stirn fest in den rauen Teppich, aber wie immer ist niemand für ihn da.

Im Internet ist Gott auch nicht, aber da bemerkt es Hassouna weniger. Im Internet ist Tarek. Tarek, den er im echten Leben noch nie getroffen hat, aber der ihn jetzt eingeladen hat, für diesen Freitag. Tarek ist der Einzige, mit dem er reden

kann. Über die Radikalen, die alles verbieten wollen und Forschungen, die belegen, dass ein reicher Mann in Mekka sich damals einfach selbst ein Buch ausgedacht hat. Vorgestern hat Tarek ihm einen Witz über die jüngste Frau des Propheten geschickt, und Hassouna ist erst zusammengezuckt, hat dann das Chatfenster ganz klein gemacht, so dass man Tareks Nachricht nicht mehr sieht und hat LOL getippt. So einer ist Hassouna jetzt geworden.

Nachts schläft Hassouna kaum, aber am Tag träumt er von einer Welt, in der alle schon einmal tot waren und sein Wissen teilen. Er könnte im Ramadan rauchen, müsste keine Krankheit vortäuschen, wenn er das Morgengebet durchschläft, er könnte Samira ohne Probleme an der Uni ansprechen und mit ihr durch die Stadt gehen. In einer Bar würde sie ihn bedeutungsvoll anschauen, dann würden sie heimgehen, die Eltern würden nicht auf Heirat bestehen, und wenn es mit ihr nicht so gut läuft – was er nicht ausschließen kann – dann würde er in der nächsten Woche einfach ihre Freundin spazieren fahren.

Tarek ist der einzige Mensch, dem Hassouna von seiner Erfahrung im Jenseits geschrieben hat. Daraufhin kam Tareks Einladung. Zu einem Treffen liberaler Ägypter und es ist davon auszugehen, dass das gefährliche Wort „liberal“ noch eine Untertreibung darstellt. Hassouna lehnt sich an das Fenster, dieses Mal vorsichtig und ohne Hintergedanken, schaut in den gelben Nebel hinaus, kann nichts erkennen.

Es könnte verschiedene Gründe haben, warum er jetzt stockt. Der Wahrscheinlichste: ihm kommt der Gedanke, dass es ernst wird, wenn er die Einladung annimmt. Hassouna ist dem Staat und seiner Familie bislang nur unter einem Namen bekannt, den seine Eltern ihm nach seiner Geburt gegeben haben und der nicht Hassouna ist. Wenn er jetzt nicht den Computer ausschaltet, zurück zu seiner Mutter ins andere Zimmer geht, wo sie den Predigern im Fernsehen zusieht, dann wäre sein Weg vorgezeichnet.

Dann würde er am Freitag zwar mit seinem Vater in die Moschee gehen, aber nach dem Abendgebet ins reiche Heliopolis fahren. Er würde sich auf dem Weg eine neue Sim-Card zulegen, die er ohne Personalausweis für den fünffachen Preis in einem heruntergekommenen Laden in Mounib bekäme. Mit der würde er Tarek anrufen, von dem er vermutet, dass auch er einen anderen Namen und eine weitere Sim-Card hat. Hassouna stellt ihn sich als Mitte Dreißig vor, erste Linien durchs Gesicht, Bankangestellter oder Ingenieur. Tarek also würde vor dem Café im Halbschatten auf ihn warten, ihm von hinten auf die Schulter klopfen und so etwas sagen wie „Hassouna, Sie sind verhaftet“ und Hassounas Herz würde sich erst nach ein paar Minuten wieder von dem schlechten Witz erholen.

Im Café – es wäre sicher einer dieser Orte mit Kerzenleuchtern, Katzen unter den Tischen und Umm Kolthoum in der Dauerschleife – würde die Gruppe abseits von allen anderen Gästen sitzen und nur von einem vertrauten Kellner bedient werden. Es wären fast nur Männer da, umringt von Schischas, Bier und vollen Aschenbechern. Tarek würde ihm auch eine grüne Flasche Stella hinstellen. Es würde anders schmecken, als Hassouna sich Bier immer vorgestellt hat, und er würde sofort glühen.

In Hassounas Vorstellung würden alle um ihn herum die Muslimbrüder und das Militär, die koptische Kirche und den Mufti von Al-Azhar verteufeln und über die Evolutionstheorie und das kommunistische Manifest diskutieren. Er würde vielleicht Begeisterung, vielleicht Angst oder doch Abscheu empfinden.

Aber am Ende wäre auch eine Frau da. Natürlich. Denkt Hassouna. Es ist immer eine Frau da, in jeder Geschichte. Sie könnte Amira heißen. Eine Prinzessin also, mit einem tiefgeschnittenen Dekolleté und Augen, die ihn direkt anschauen. Amira würde ihm von ihren diversen Beziehungen erzählen, und dass sie nicht heiraten will. Von ihren konservativen Eltern, und wie sie als Künstlerin allein in einer Zweitwohnung ihrer Mutter lebt und nur am Wochenende heim nach Alexandria fährt.

Hassouna würde Tarek fragen, ob Amira eine Nutte sei, aber Tarek würde nur lachen und sagen, das Mädchen brauche kein Geld und das würde für Hassouna rein gar nichts erklären. Und er würde sich ärgern, weil er sich mit Frauen nicht auskennt, und die Religiösen noch ein bisschen mehr hassen. Und noch mehr trinken, während Tarek allen stolz Hassouna als lebenden Beweis für ihren Unglauben vorstellt. „Stellt euch vor, er war tot und hat gesehen, dass da nichts ist“, etcetera, würde Tarek sagen und auf Hassouna zeigen und die Menge würde grölen.

Hassouna würde sich währenddessen wieder Amira zuwenden, die ihn mit gesenkten Lidern ---

Aber in dem Moment würden die Schwadronen des Mukhabarat hereinplatzen und den ganzen Laden hochnehmen, weil Tarek doch eigentlich einer von denen ist, oder einer von Amiras Geliebten, den er bisher nicht bemerkt hat, würde ihn zusammenschlagen wollen, oder ein Gast, der im Vorbeigehen eine Beleidigung seines Gottes gehört hat, ruft seinen Cousin bei der Staatssicherheit an.

Und am Ende, so denkt Hassouna, würde er wieder allein sein, geflohen, weit gerannt durch die Nacht, bis er den Nil erreicht hat. Die Schuhe würde er sorg-

fältig auf der vorletzten Stufe abstellen, denn sie sind noch neu und in einer Stadt voller armer Leute gibt es keinen Grund, sie mit im Fluss zu versenken. In seinen Ohren würde der Khamseen-Sturm brausen, vorm Trommelfell gelben Sand ablagern, dass es still wird. Und dann würde er schwimmen, bis er nur noch ein ganz kleiner Punkt ist, der sich am Ende auflöst. Irgendwo da draußen bei den Schiffen mit den großen Segeln, wo es hell und frei ist, selbst mitten in der Nacht.

Und diesmal könnte niemand seinen Tod einen Unfall nennen. Die Eltern und die Schwester würden die Fenster offenstehen lassen, die Engel auf ihren Schultern für immer schweigen, und der Sand würde durch alles hindurchfegen, überall eindringen, in jede Ritze, sich einlagern bis in alle Ewigkeit.

Doch Hassouna, der es nicht ertragen kann, wenn seine Mutter weint, löscht Tareks Einladung, löscht sein Profil. Er bleibt daheim auf dem Sofa vor dem Fernseher mit den Predigern, und behält seinen ersten Tod für sich.

Zuerst erschienen in &radieschen, April 2016

Markus Grundtner

Ganz unter uns

»Ein Wahnsinn, wie die Kanzlei wächst«, sagte Dr. Janisch und breitete die Arme aus. »Der größte Tisch im Restaurant ist fast zu klein für uns.«

Der Kellner brachte die Vorspeise, während Janisch die Weihnachtsfeier mit einer kurzen Ansprache eröffnete.

»Heuer waren wir besonders stark im Nachbarschaftsrecht. Gerichtsverfahren um zu laute Rasenmäher, zu hohe Bäume und zu hässliche Sträucher mögen banal erscheinen. Dabei sind doch alle unsere Mandanten nichts anderes als Nachbarn.«

Dr. Janisch lachte.

»Zerstrittene GmbH-Gesellschafter! Und erst Eheleute! Nicht zu vergessen: Arbeitgeber und Arbeitnehmer!«

Er starrte in die dampfende Fischsuppe vor ihm.

»Wir haben gut verdient an den Klagen von Menschen, die nebeneinander leben müssen, aber nicht miteinander reden können.«

Janisch nahm einen Löffel voll und ließ die Suppe ein wenig abkühlen.

»Außerdem sind so viele Kapazitäten in unserer Kanzlei frei geworden. Noch dazu nutzen wir unsere verfügbaren Ressourcen effizienter. Nur mithilfe neuester Computerprogramme. Meine Diktiersoftware macht zwar auch Fehler, aber viel weniger als unser werter Sekretär Nörringer. Da er heute nicht zur Feier gekommen ist, kann ich es ja sagen. Wir werden uns gleich im neuen Jahr von ihm trennen müssen. Aber das bleibt, bitte, ganz unter uns.«

Während Janisch seine Suppe auslöffelte, saß Nörringer mit seiner Freundin Anna in der Küche ihrer Drei-Zimmer-Wohnung am Stadtrand Wiens.

Er schnaubte: »Die ganze Woche hocke ich im Büro. Und der Freitagabend soll auch noch für eine Weihnachtsfeier draufgehen? Sicher nicht.« Anna legte ihre Hand auf seine Schulter: »Du musst dort nicht arbeiten, wenn du nicht willst.«

Nörringer nickte: »Schauen wir mal, wie lange noch.« Er erhob sich und ging in sein Arbeitszimmer, wo ein mächtiger Papierstapel auf seinem Schreibtisch lag. Nörringer sagte: »Er sollte mich bloß gut behandeln, ansonsten ...« Dann strich er über das Deckblatt, auf dem zu lesen war: »Aus dem Leben eines Sekretärs – Ein Roman in vier Bänden«.

Anna rief ihm nach: »Ist das mit dem Buch wirklich so eine gute Idee?«

»Sicher doch! Aber einstweilen bleibt das ganz unter uns.«

Im Fischrestaurant war Dr. Janisch in der Zwischenzeit bei der Hauptspeise angelangt.

»Und natürlich Frau Gruber. Unsere Perle. Unsere wahre Kanzleileiterin. Sie konnte heute leider auch nicht kommen. Ohne ihre Hilfe wäre mein Leben tausendmal anstrengender. Sie ist zwar noch jung, aber in manchen rechtlichen Dingen kennt sie sich besser aus als ich. Nachdem Gehaltsverhandlungen anstehen, werde ich mich hüten, sie das wissen zu lassen oder sie deshalb vielleicht gar zu loben. Das bleibt also am besten auch ganz unter uns.«

Während Dr. Janisch seine Goldbrasse zerteilte, stand Ilse Gruber vor dem Juridicum und machte mit einer Gruppe Jus-Studenten eine Zigarettenpause.

»Natürlich habe ich meinem Chef nicht erzählt, dass ich Jus studiere. Der wird schön schauen, wenn ich ihm den Magisterbescheid samt Kündigung auf den Schreibtisch knalle.«

Sie nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch aus.

»Aber, erzählt das bitte keinem weiter. Die Branche ist klein. Jeder kennt jeden. Das muss ganz unter uns bleiben.«

Dr. Janisch hatte den Fisch fertig filetiert und das Fischfleisch komplett aufgegessen. Er stand auf, um sein Glas zu erheben.

»Ich bin meiner Konzipientin Hegner zu großem Dank verpflichtet. Es kommt oft vor, dass mehr Arbeit anfällt. Viel mehr Arbeit. Dann springt sie in die Bresche. Und zwar, ohne sich zu beschweren.«

Janisch wollte sich schon setzen, doch er hielt inne.

»Auch meinem Kanzleipartner Jungmayr bin ich höchst verbunden. Freigeist, wie er ist, arbeitet er nur an seinen eigenen Akten. Aber seine kleine Kanzlei in meiner großen Kanzlei wirtschaftet gut. Sehr gut sogar.«

Der Kellner brachte das Dessert, es gab Zitronensorbet.

»Frau Hegner und Herr Jungmayr sind heute leider auch verhindert. Ich nehme an, sie müssen noch Arbeit erledigen. Ich freue mich auf eine lange Zusammenarbeit. Ja, es bleibt mir nichts anderes übrig. Sollte Jungmayr sich selbständig machen, und seine Mandanten mitnehmen, würde es unsere Kanzlei zerfetzen. Es versteht sich somit von selbst, dass dies ganz unter uns bleibt.«

Draußen im Wienerwald saß Jungmayr mit Hegner in dessen Wochenendhaus vor dem brennenden Kamin. Beide hatten jeweils einen Laptop auf dem Schoß, außerdem ein Tablet und zwei Smartphones neben sich liegen. Sie verwendeten die Geräte abwechselnd.

Jungmayr sagte: »Langsam nimmt das Konzept für unsere Kanzlei Gestalt an.«

»Wann kontaktieren wir ein IT-Unternehmen wegen einer eigenen Kanzlei-Webseite?«, fragte Hegner.

»Erst im Frühling. Vorläufig muss das ganz unter uns bleiben.«

Dr. Janisch aß den letzten Löffel seines Zitronensorbets. Vor ihm lag sein eingeschaltetes Diktiergerät, er nahm es zur Hand und sprach hinein: »Ende des Diktats zur Weihnachtsfeier.«

Der Kellner räumte die unbenutzten Gedecke von dem Tisch ab, an dem Janisch schon den ganzen Abend alleine saß.

»Ein Wahnsinn, wie sauber das alles ist«, sagte Dr. Janisch. »Da haben wir uns beide einiges erspart.«

Der Kellner nickte. Dr. Janisch bezahlte die Rechnung, ohne Trinkgeld zu geben. Er blickte sich um: »So viele bekannte Gesichter hier.« Der Kellner nickte wieder.

Im Lokal erkannte Janisch Anwaltskollegen, aber auch Geschäftsführer großer Unternehmen. Sie alle saßen da und redeten mit ihren Diktiergeräten, jeder von ihnen an seiner eigenen gedeckten Tafel. Dr. Janisch war heute nicht der einzige Arbeitgeber, der alleine das vergangene Jahr feierte. Diejenigen, die er kannte, grüßte er. Er rief ihnen zu: »Frohe Weihnachten allerseits! Und ein erfolgreiches neues Jahr!«

Beim Verlassen des Restaurants schüttelte Janisch den Kopf und schmunzelte: »Es ist wirklich grandios. Wie wir alle so ganz unter uns bleiben.«

Sarita Jenamani

Friedhof Sankt Marx, Wien

aus dem Englischen übersetzt von Helmuth A. Niederle

Stille ist herrlich
vor allem, wenn sie verbindet
die gewaltige Musik der Leben
friedlich ruhend
im unbedingten Raum

Blumen und Gräber sprießen
brechen die Erdbrust auf
Nebeneinander bestehen sie in Stille

Ich frage mich, was halten sie
von flüchtigen Seelen, die zum Himmel reisen
unter dem Absingen
geheimnisvoller Mantras
oder von denen, die für unbestimmte Zeit
auf die Auferstehung warten

Jenseits der Friedhofsmauer
zieht ein Schwarm von Klängen vorbei
zerschneidet den Kern des Seins
in unserer nichtigen Zeit

Aftab Husain

Von der Sichtweite

aus dem Englisch übertragen von Helmuth A. Niederle

Mein Gesichtsfeld schrumpft
wie ein Klang
der in ferner Vergangenheit
verblasst

Aufgeschreckt
von einer vagen Erinnerung
gehe ich weiter
nur um einen
Tunnelblick zu erleben

Constantin Schwab

Das Licht

Lass uns ins Detail gehen, hatte Bella gesagt, sie liebte diese Wortspiele. Das Detail, na, was hältst du davon, guter Name, oder? Ein tiefer, ein warmer Blick in meine Augen und für einen Moment Stille im Trubel der Vorbereitung. Wie wäre es denn mit dem Bett, fragte ich gegenläufig, ich erinnere mich, ein Lächeln als Antwort, du versauter kleiner Dummkopf, ich liebe dich, ich liebe dich ... Bei aller Leichtigkeit und Träumerei, ihr war die Idee von Anfang an ernst, das wusste ich, es wäre die Möglichkeit von hier auszubrechen, Irrwitz und Demütigung abzuschütteln, ein eigenes Lokal, ja, das wäre unsere Chance. Sie betonte unsere, denn von Anfang an war es ein gemeinsamer Plan, sie wollte nur mit mir ausbrechen, nur zusammen.

Lass uns ins Bett gehen, also ich finde, das klingt doch sehr einladend, sagte ich und lächelte zurück. Das hättest du wohl gern, erwiderte sie und küsste mich. Es kitzelte, ein unvergessliches Kitzeln, Noch fünf Minuten! rief eine sonore Stimme durch den Zeltschlitz nach hinten und zerstörte den Moment. Wieder mein Blick in ihre Augen und diesmal sah ich die Traurigkeit, die allzu vertraute; und doch war sie wunderschön damals, meine Bella, mit den vielen goldenen Ringen, den seidenen Kleidern, dem langen braunen Haar, dem geheimnisvollen Auge-

naufschlag, dem glatt gekämmten, kastanienbraunen Bart. Oft berührten ihre Bartspitzen meine Stirn, Wange, Nase, wenn sie sich zu mir hinab beugte, mich herzte, umarmte, mir auf den Stuhl, auf die Kisten half. Und alles so selbstverständlich, so fließend, so absolut normal und alltäglich, dass es ihren Ekel nur noch verstärkte. Das ekstatische Gelächter, wenn wir die Bühne betraten, die derben Beleidigungen und Reaktionen, dass Gott so etwas zulässt ... Ja, natürlich, es gehört zum Geschäft, sagt der Direktor, sagen alle, aber dennoch, diese Zurschaustellung, wie ein gefangenes Tier, bloß für eine warme Mahlzeit, es reichte nicht mehr, weder mir, noch Bella. Sich arrangieren war zu wenig. Überleben war zu wenig. Ich hob die Hand, um ihren Bart zu streicheln. Du und ich. Unser Lokal.

Es war nicht so, dass wir gar kein Geld hatten. Während der Vorführungen warfen die Leute gern mit Münzen nach uns, ab und an verlor eine Dame im Publikum ihren Ohrring, der ein hübsches Sümmchen brachte. Das war der schöne Vorteil meiner Größe – mir blieb nichts verborgen, das den Boden erreichte. Schnell hatte ich gelernt, dass die Leute im Publikum nicht viel sehen, sie schauen eben nicht richtig. Ja, wenn es etwas gab, das mir am Jahrmarkt gefiel, dann die Möglichkeit der Entdeckung, diese verlorenen Schätze, goldene Nadeln im Heuhaufen der Belustigung. Natürlich, wir nahmen auch schon mal eine Geldbörse, wenn sie uns halb entgegen sprang, aber meistens, da war der Boden wertvoller, interessanter, vielfältiger als die Welt über einem Meter. Wenn ich einen Ring fand, der besonders gefiel, dann schenkte ich ihn Bella, da gab es auch keine Kompromisse, Geschenk ist Geschenk, das wird nicht eingetauscht. Je mehr sie sich wehrte, desto besser gefiel ihr das Stück, das wusste ich.

An den Schaubuden und Kuriositäten gab es dagegen nicht viel, das Bella ermunterte, von Anfang an nicht, der halbe Zwang schloss sich bald zum ganzen, und mit jeder Darbietung stieg das Bedürfnis, auszubrechen. Das Licht, sagte sie manchmal, ich erinnere mich, das Licht ist das einzige, die meisten stört es, doch ich mag es, immer zu hell und du siehst das Publikum nicht, siehst es nie wirklich, hörst nur fernes Gelächter, und vielleicht sind sie gar nicht da, vielleicht gibt es sie gar nicht, wenn ich sie nicht sehen kann. Ein schöner Gedanke. Einer von wenigen.

Und dann, eines Tages, kam das Feuer. Es war noch während der Vorstellung, nur ein paar Jahre später, bald hätten wir genug gespart, um zu verschwinden. Bella, immer die Überzeugte, Optimistische, sie war sich am Vorabend noch sicher gewesen, mein lieber kleiner Mann, hatte sie gesagt, ich hab ein gutes Gefühl dabei, wenn das Lokal ... Und sie sagte so viele Dinge an diesem Abend und

ich erinnere mich nur noch an den Kuss, das Kitzeln, alles wird gut. Die sonore Stimme schrie Es brennt! Es brennt! durch den Zeltschlitz, es klang nicht anders als Dein Auftritt! und doch begann plötzlich eine neue, unbekannte Welt. Eine Welt der Panik, der Todesangst. Uniformen betraten im Gleichschritt die Bühne, Gewehrsalven übertönten die Schreie, das Publikum rasch vertrieben, verstreute Massen wie Ameisenherden über den Jahrmarkt hetzend, in alle Richtungen flüchtend, kreischend, hinfort. Ich rannte ebenfalls, den anderen nach, dachte noch an den Schmuck und die vielen Taschen, die auf der Strecke blieben, bis mir mit einem Mal klar wurde, dass Bella nicht an meiner Seite war, dass ich sie verloren hatte, dass sie nirgendwo aus den Massen hervorblickte. Und dann wieder Schüsse, das Feuer sich ausbreitend, tödliches, gleißendes Licht, neben mir eine Frau am Boden, nein, nein, das war sie nicht, jede Hilfe zu spät. Wo bin ich überhaupt, dachte ich und blieb auf einmal stehen. Ich atmete tief durch und sah mich um. Völlig unbewusst war ich aus dem Zelt, bei Containern und Käfigen hindurch gerannt, Bella bei mir wissend, nicht zurückblickend, nicht zweifelnd. Eng an einen Reifen geschmiegt, blickte ich hinüber zum brennenden Zelt, sah dort hinten den Muskelmann stehen, die aufgelöste Wahrsagerin, Soldaten, die sie gewaltvoll wegzertrten. Und plötzlich war ich sicher: Bella ist noch im Zelt.

Ich huschte zurück, so schnell und unauffällig wie möglich, brennenden Holzbalken und Fässern ausweichend, lief hinter die Bühne, oder vorbei an dem, was einmal Bühne war, die Garderobe, der klitzekleine Schminktisch, da musste Bella sein, natürlich, wo sonst, sie hatte hier auf mich gewartet, weil sie immer auf mich wartete. Ich rief ihren Namen, warf ein halb verkohltes Planenstück beiseite und starrte geradeaus auf den leeren Tisch. Die Schminke lag noch da, der Spiegel, alles wie immer, bloß Bella war nicht hier. Verzweiflung staute sich in meinen Augen, Flammen kletterten die letzten Zeltreste empor, überall Rauch und Hitze. Ich drehte mich um, hoffnungslos, hustend – und da sah ich sie. Bella, die völlig alleingelassen inmitten des letzten verbliebenen Bühnenflecks stand, sich hilflos umsehend, etwas rufend, ich hörte es nicht. Gerade wollte ich zu ihr rennen, als eine graue Uniform hinter ihr auftauchte, aus dem theaterhaften Nebel des ehemaligen Zuschauerblocks, und wortlos wurde meiner Bella ein Gewehrkolben ins Gesicht gerammt. Ich weiß noch, dass ich in dem Moment nichts spürte; auch nicht in den Sekunden darauf, als ich einfach weglief – und auch viele Jahre später nicht.

Ich hatte nie verstanden, warum. Nicht vor, nicht während, und auch jetzt, nach dem Krieg, noch immer nicht. Jetzt sagt man mir, ich muss mich glücklich

schätzen, dass ich damals entkommen konnte, dass ich durchgebissen, ausgestanden habe, dass ich lebe. Aber nein, erwidere ich dann, Überleben reicht nicht, Überleben ist zu wenig. Schon als ich sechs war, sagten die Ärzte, es wäre mein letzter Sommer; nicht gestorben zu sein, schien mir die längst Zeit nur ein Witz ohne Pointe. Nach dem Tag des Feuers tauchte ich schnell unter, trieb durch dieses, durch jenes Land, ohne zu wissen, was dieser verunglückte Meter darstellen soll, diese kleine Kuriosität, die nichts verloren hatte in der Welt über ihm. Einer Welt, die gar nicht anders konnte, als auf ihn herabzusehen. Ich brauchte Jahre, vielleicht Jahrzehnte, um mich mit der Vergangenheit auszusöhnen, um nicht in blanker Trauer an das Kitzeln zu denken, um die Wut in fiebrigen Träumen zu löschen. In den Staaten fand ich schließlich jenen unwahrscheinlichen Menschen, der mich kurzerhand und ohne Vorbehalte zu seinem Geschäftspartner erklärte, absolut überzeugt von meiner Idee. Er nahm mich mit zurück nach Europa, besorgte uns die Lizenz, und an einer hellen Straßenecke in Genf eröffneten wir wenig später unser Lokal.

Ja, ich glaube heute sehr, dass sie es gemocht hätte. Und sie hätte still in ihren Bart gelächelt, als ein junges Pärchen die Straße entlang spazierte und eine leise Stimme sagte, lass uns ins Licht gehen.

Rezensionen

Neu erschienene Bücher von Mitgliedern wurden im Kolleginnen- und Kollegenkreis besprochen. Sowohl Bücher als auch Besprechungen, die zu spät eingetroffen sind, konnten leider in dieser Ausgabe nicht mehr berücksichtigt werden.

Die Beiträge sind alphabetisch gereiht und in der jeweils individuellen Rechtschreibung der Rezensentinnen und Rezensenten verfasst.

Ewald Baringer

Kinderstube der Fische

Gedichte

Limbus Verlag, Innsbruck 2018, 96 Seiten

ISBN 978-3-99039-123-5

Aus der Kinderstube ins Leben

»beiläufig dahergeschrieben« ist diese Lyrik ganz gewiss nicht. Die erste Zeile des Gedichtes mit dem Titel rhetorische strategie (S. 64) heißt aber so, und die folgenden klingen geradezu wie ein Outing oder eine Gebrauchsanweisung der Texte, die Ewald Baringer in seinem jüngsten Gedichtband vorlegte. Ob manches tatsächlich »abfällig dahingesagt« oder »nebensächlich dargetan« ist, sei dahingestellt. Ganz gewiss jedoch wurde eine Menge »unterschwellig mitgemeint« und »hinterhältig ausgedrückt«, aber auch »vordringlich ans Herz gelegt« respektive anderem »offenkundig widersprochen«. Der letzte Vers ließ mich auflachen, denn er heißt: »oberg'scheit eins draufgesetzt«. Humor und Selbstironie begleiten nämlich viele der Gedichte, allerdings nicht aufdringlich, sondern nahezu verborgen, feinsinnig von bestimmten Ausdrücken getragen oder mitunter zwischen den Zeilen aufblitzend.

Die Bücher aus der Lyrikreihe des Innsbrucker Limbus Verlages sind liebevoll gestaltet, mit festem Einband und Lesebändchen – sie verbinden hochkarätige Lyrik mit einem haptischen Erlebnis. Da gibt es einige Kleinodien zu entdecken, und eines davon ist die Kinderstube der Fische des niederösterreichischen Autors Ewald Baringer.

Die Kinderstube deutet auf etwas Neues, etwas Entstehendes hin, und doch

sind die im Buch versammelten Texte ihrer Kinderstube längst entwachsen, führen ein beeindruckendes Eigenleben und entwickeln beim Lesen einen Sog, dem man sich kaum entziehen kann. Der Platz dieser Besprechung reicht nicht aus, das gesamte Wort- und Bedeutungsfeld des Fisches darzulegen, doch glaube ich, dass man gut daran tut, sich damit auseinanderzusetzen, um der Vielschichtigkeit der Worte und Phrasen nachzuspüren. Und noch eins: Obwohl das Watt als Kinderstube der Fische gilt, gibt es in diesem Buch keinen Platz für Seichtes ...

Baringers Gedichte kommen mit Kleinschreibung aus, und auf Satzzeichen wurde verzichtet. Die meisten Texte haben aber einen Titel – ebenfalls kleingeschrieben. Während der Anfang des Bändchens noch Beiläufiges und Alltägliches vermuten lässt, »heute kein gedicht geschrieben / schreibfreundliches regenwetter zwar / doch so einiges kam dazwischen / verstopfter ablauf im geschirrspüler / unaufschiebbare korrespondenz / (...)« (S. 7), taucht bald Ungewöhnliches auf. Das sind einerseits außergewöhnliche und seltene Wörter, andererseits deren Fügungen, die Verbindung von auf den ersten Blick gar nicht zusammenpassenden Begriffen, die beim Lesen ein ganz bestimmtes Bild entstehen lässt. Auf die Spitze treibt der Autor seine Affinität zu ungewöhnlichen Lexemen wohl im mit unserer Rechtssprache spielenden aufschub der fälligkeit (S. 46), wo es etwa heißt: »bredouillensuppe / löffelabgabenunlust / leierzellenverweis / zahlungsaussetzung / rechtsmittelbedrohungen / (...) / prozessionseröffnung / zerfahrensverschleppung / eigenhaarspalterei / pflichtvereidigung / fertigteilplädoyer«, und am Ende ist, natürlich wieder doppelbödig, »alles gerichtet«.

Die Sprache steht im Mittelpunkt, und es ist eine großartige Sprache, die zum Verweilen einlädt. Denn nein, ich kann nicht empfehlen, dieses Buch rasch und in einem Zug durchzulesen. Die Lektüre braucht Zeit, viel Zeit, Muße und das Sinnieren, wenn die quirligen Wortkaskaden nachhallen und ihre Tiefschichtigkeit ausbreiten. »verkabelte jungspunde / texten beim sorgensport / morgendliche kummerspalten / ins hornochsenbrevier / betreiben mit laienschaft / die schärfung der rinder / hufflattichfladen vom vorjahr / peinigel im wasser / im dialekt der schamlappen / (...)« (S. 49). Da schillert Leben pur: Der Alltag klingt an, ebenso wie Erwerbsberufliches, Kommunikationsprobleme, die Natur und gesellschaftliche oder politische Phänomene, und einige Gedichte enthalten Bezüge zu österreichischen Ortschaften oder Gegenden, die wie Signalwörter wirken und geografische oder historische Dimensionen öffnen. Es braucht schon ein wenig Geduld, was sage ich: Lust!, diese auf kleinsten Raum komprimierte Bibliothek aufzublättern. Geben Sie den Gedichten die Zeit, die sie verdienen – es lohnt sich!

Zum Abschluss ein paar Zeilen aus fruchtbeton feinwurz (S. 15): »die welt gibt es gar nicht / literatur eventuell aber / ist auch keine jausenstation / für bestellte / nicht abgeholte / hosenscheißer«.

Klaus Ebner

Etela Farkašová

Herbstfreundschaften

Novelle, aus dem Slowakischen übersetzt von Elena Ehrgangov

Pilum Literatur Verlag, Straßhof 2017, 160 Seiten

ISBN 978-3-902960-64-1

„Versuche, in das Innere eines anderen Menschen einzutreten“ gelingen nur mit respektvoller Anteilnahme und feinstem Mitgefühl. Diese besondere Gabe der slowakischen Dichterin und Philosophin Etela Farkašová macht es möglich, mit ihren Werken die Aufmerksamkeit eines zunehmend größeren Leserkreises zu gewinnen um ihn für ein ganzheitliches, nicht nur physisch-materielles, sondern auch geistig-seelisches Leben betagter Menschen zu öffnen und zu sensibilisieren.

Die Novelle Herbstfreundschaften zeigt unterschiedliche Menschenbilder von großer Eindringlichkeit; in einem Heim für alte Frauen und Männer, deren persönliche Lebensläufe samt deren Auswirkungen in späteren Jahren das Befinden und das Zusammensein mit ihren Mitmenschen erheblich erschweren, aber auch wesentlich verbessern, verschönern können. Welche Möglichkeiten hat nun der einzelne Heimbewohner sich zurechtfinden? Und welche Möglichkeiten hat ein Anteil nehmender Angehöriger, der von „draußen“ kommend, seinem Anverwandten in den Nöten des Alltags beistehen will und dabei mit Problemen konfrontiert wird, die er, wenn überhaupt, nur mit Geduld im Gespräch, mit Erfahrung und sehr viel Einfühlungsvermögen zu durchschauen lernt?

Zu Beginn dieser exemplarischen Geschichte entsteht Lesestimmung durch ein Foto, ein Bild von Agatha, von nun an für immer mit der Vorstellung fallenden Laubes verbunden, mit der raschelnden wirbelnden Bewegung hinter uns, überall um uns herum. Herbststimmung also und ein Familienbild, das Generationsunterschiede zeigt. Ein halbes Jahrhundert trennen die, die einander so schön und so selbstverständlich zugetan sind. Wie begegnen sie den Schwierigkeiten der Einfühlung in die Persönlichkeit dieser Betagten? Und wie begegnet Agatha ihnen

und den vielen fremden Menschen im Heim? Wie den scheinbar unüberbrückbaren Gegensätzen zwischen ihr und der physisch wie psychisch kranken Zimmernachbarin, deren verhängnisvolle Lebensgeschichte und einer durch sie zu erleidenden Eingengtheit?

Sehr klar erfüllt wird hier die Existenz einer Linie, einer Linie, die zwei abge sonderte Welten markiert, von denen man nur zu einer dieser gehören kann (...). Dies gilt nicht nur für Agatha, sondern für jede von uns. So die Philosophin, die sich mit Agathas treue Besucherin, einer Nichte, identifiziert. Sie verweist in der Folge auf die besondere Qualität des Kennenlernens fremder Charaktere und Schicksale, auf (...) das Gefühl des Bedürfnisses, sich mit dem Leben von anderen zu umgeben, ihrem Schicksal näher zu kommen, sie zu verstehen, nicht nur in literarischen Aufzeichnungen, sondern auch in der Wirklichkeit, durch einen Anderen in sich selbst hineinzuschauen, mit dem Anderen zu sein, in diesem zu sein und durch sie (Agatha) auch in sich selbst.

Es ist ein Thema, das uns alle betrifft, Alte wie Junge. Die Verschiedenheiten der Lebensläufe, die jeweils psychische Verfassung bis hin zu schweren Schäden durch ebendiese; die unterschiedlichen Fähigkeiten zum Miteinandersein extremer Charaktere und differierender Weltsicht gehen jeden an und sollten von allen bedacht werden. Und dass dennoch im fortgeschrittenen Alter nicht nur negative Eigenschaften wie Traurigkeiten, Eifersucht und Furcht vor dem Tod zu vermerken sind, sondern durchaus auch allgemein gültige Werte wie echte Anteilnahme, Zuneigung, Freundschaft und zärtliche Umsorgung.

Dies mag Hilfe Trost und Ermutigung sein für die vielen, die vom Leben in Altenheimen betroffen sind, aber auch für deren Angehörige, die so oft nicht wissen, wie sie mit den Problemen ihrer Mütter und Väter umgehen, wie sie selber sich in deren Leben zurechtfinden und Gutes bewirken können. Vorschnell besserwisserische Beurteilungen sind in jedem Fall zu bedenken.

Der Weg in die individuelle Endzeit menschlichen Lebens ist nicht bloß ein Problem für Betagte. Die vielfältig sozial engagierte feinfühligste Philosophin Ete la Farkašová hat dieses Buch auch gewiss nicht nur für diese geschrieben. Genauso gut gehört es in die Hände der nächsten Generation, um ihr einen Einblick zu ermöglichen in das Leben ihrer alten Verwandten und nebenbei – durchaus mit Gewinn! – auch in sich selbst.

Rosemarie Schulak

Max Haberich

Ziegel und Elfenbein

Roman

kladde | buchverlag, Pfaffenweiler – Freiburg 2017, 240 Seiten

ISBN 978-3-945431-34-4 eISBN 978-3-945431-35-1

Mit Ausnahme kurzer Exkursionen in der Nähe (nach Ascot & «natürlich» zum Themse-Bootsrennen) und ins Ausland (Paris, Wien, die Schwäbische Alb) bleibt das Geschehen ganz innerhalb der Stadt, ja der Universität Cambridge. So mag sich auf sie dann ganz auch der – weil nicht direkt nachvollziehbar, etwas kryptisch anmutende – Titel beziehen: Die Ziegel, bis hin zur wirre(n) Geometrie in Backstein, werden als charakteristischer und das bauliche Erscheinungsbild letztlich auch stimmungsmäßig formender Baustoff diskursiv erwähnt. Das Elfenbein findet sich hingegen nicht materiell; es dürfte somit der dementsprechende akademische «Turm» gemeint sein, der allerdings in seiner sich absetzenden Höhe bereits in erheblichem Wandel betroffen ist bis hin zum wohl dem 21. Jahrhundert geschuldeten Einbruch der Genderbewegung in die eben an sich reichlich abgehobene Männerwelt – wären da nicht die dominierenden, aus mitteleuropäischer Sicht fast schon überbordenden, in Ablauf und Wirkung eng gesetzten Traditionen.

Die Beschränkung muss ja beileibe kein Nachteil sein. Nicht explizit (und damit einmal angenehmerweise nicht als der schon oft geübte Reiseführerersatz) sondern eingebunden in das Geschehen oder besser Treiben der Studierenden erfährt man mühelos und buchstäblich kursorisch einiges Wissenswertes: zum äußeren Umfang der Gebäudekomplexe inklusive Torgebäude mit Porter's Lodge, Kapelle, Höfen (Courts) und «heiligem» Rasen, sowie zur Rolle der zahlreichen Colleges – im Mittelpunkt das (literarische) St. Edward's – und ihrer starken Konkurrenz, nicht zuletzt bei der Geldbeschaffung zur Beibehaltung des Renommées, sowie namentlich im Bereich der jeweils hauseigenen Societies und feucht-fröhlichen Veranstaltungen, bei denen das Essen mit dem Schwerpunkt des Formal Dinner als «Mahl»-Zeit und die Bälle (z.B. Trinity, May, London Regency Ball) als soziale Treffpunkte zelebriert werden – was alles geraume Zeit in Anmeldung, Vorbereitung, Durchführung und Nachdünsten benötigt.

Dass es keinesfalls eines wechselnden Umfelds, breiten Personenbetriebs und «großartiger» Geschehnisse bedarf, um gut nachvollziehbare und spannende menschliche Verhältnisse zu schaffen, wissen wir spätestens (zu Mittelengland pas-

send!) seit Jane Austen vor 150 Jahren. Durchaus vergleichbar bleiben in Haberichs Roman die Beobachtungsgabe und die Widerspiegelung des Charakters des täglichen Lebens in dem Gefühlshaushalt der Handelnden. Es sind, bei einigen mehr oder minder angegliederten Nebenpersonen, deren vier junge Leute, wohl kaum zufällig mit Blick auf den generellen Beobachtungshorizont eine «bunt» zusammengesetzte Beziehungswelt: ein Amerikaner (Pierce Wilder), eine Französin (Florence de Saint-Juste), eine Grazerin aus Wien (Theresia [mit «i»] Liechtenstein) und, als zentrale Figur, ein englischer, allerdings aus dem Süden stammender Part. Ambrose Willowfield ist in etwas Abstand als Endzwanziger auch der Älteste der Gruppe und studiert, als begabter Pianist, im Endstadium Musikwissenschaft.

Sein Dissertationsthema wird sogar von Zeit zu Zeit schrittweise eingebaut: Mittels Archivdurchforstung in Cambridge ergibt sich die Neubewertung eines jüdisch-bürgerlichen Komponisten des Fin de siècle in Wien namens Julius Blumenberg. Dieser scheint, zudem belegt in kurzen, als originale Schriftstücke zu verstehenden Dokumenten wie Tagebucheintrag oder Brief eine neue Tonalität («Jazz») jenseits von Romantik und Zwölftontechnik gefunden zu haben. So zumindest ist der Doktorand auch dank eigener zusätzlicher Forschungen überzeugt – was er auf einem Kongress in Wien vehement darzustellen vermag –, weiß sich aber darin in größtem Kontrast zur gegensätzlichen unverbesserlichen Meinung seines Doktorvaters. Für das Verhältnis der Vier untereinander ist die Forschung handkehrum insofern wichtig, als sich der Seelenzustand von Ambrose durch die Umstände mehrfach verschiebt und innermenschliche Problemfelder schafft.

Ansonsten nahezu unabhängig ergibt sich – neben den eingeschobenen Berichten über Sitzungen der Professorenschaft im St. Edward's – aus dem vielfältigen Treiben der jungen Leute ein Kaleidoskop von Einstellungen und Meinungen von und zu (der Generationenfrage, dem Rang der Geisteswissenschaften u.a.m.) sowie vor allem ein Potpourri von Verhaltensweisen im mittleren akademischen Segment, das bei standardisierter Sprache über die alltäglichen Sorgen um Stipendien und Noten bis, oft als Aufmunterung erlebt, zu einem in mancher Hinsicht «Über-die-Stränge-Schlagen» reicht, kurzum: Der Bezug auf das Fachliche vermischt sich mit dem steten Blick auf das (jeweils) andere Geschlecht, kombiniert mit hoher Bedeutung von Essen + Trinken, Ortsbild und, very british, Wettercharakter. Das Persönliche dominiert, angeheizt durch die stete Konfrontation mit den cambridgeanischen Zuständen; A.W. vermag da nur bedingt zu vermitteln. Aus den Haltungen entsteht im Hin und Her kein eigentlicher Habitus, vielleicht

kann er es auch nicht: Das Geschehen vollzieht sich in konzentrischen Kreisen der immer gleichen Konstituanten, derselben äußeren Umstände, der etwas gehemmten Versuche, mit dem offenbar Unabänderlichen umzugehen; eine eigentliche Lösung gibt es, wenn überhaupt, demnach nur auf individuellem Weg.

Nach der Lektüre verbleibt gesamthaft ein Sittenbild, vor welchem – kurz im Prolog vorgestellt – der schlussendliche Todesfall des Haupthelden inhaltlich eher als zufällige Randnote erfolgt und sich letztlich über die eingehende Schilderung der betreffenden, betroffenen Figur im allgemein unveränderlichen Getriebe auflöst: somit ein Ende, das (ähnlich wie in anderen Büchern, etwa, berühmt, in Thomas Manns «Zauberberg») einen etwas künstlichen Schluss bedeuten muss.

Bleiben auch in der Edition einige Schwächen des Lektorats und Korrektorats mit verstreuten kleineren grammatikalischen und einigen Satzspiegelfehlern, so besticht das Buch durch das auch sprachlich Unverblümete der Darstellungsweise, die Frische gleichsam «frei von der Leber weg». Wobei – bei aller Fiktion! – durch ein Insider-Wissen (dank Studienaufenthalt) gleichwohl eine erhebliche Authentizität des lokalen Kolorits erwartet werden darf. Zum anderen verhalfen in der Frage «Blumenberg» offensichtlich Haberichs intensive Forschungen zu Arthur Schnitzler und Jakob Wassermann dem Komponisten weitgehend zu seinem «Gesicht».

Die gesamte Schilderung atmet die ungebrochene auktorial-geradlinige Verbindungskraft und den Schwung des Debütromans: Man darf folglich schon jetzt auf weitere Bücher Max Haberichs gespannt sein ... und sich freuen.

Martin Stankowski

Edith Haider

Zwielicht

Roman

Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra 2017, 159 Seiten

ISBN 978-3-99028-694-4

Die lebensbewährte Frau und schriftstellerische Könnlerin Edith Haider legt eine tiefgehende Seelenstudie vor: Dieser Roman ist der teils auktorial berichtete, teils indirekt gezeigte innere Monolog einer Frau über ihr außereheliches Verhält-

nis. Ehemann und Liebhaber sind vor einigen Jahren gestorben. Die nunmehr allein Reisende Klara besucht jenes Hotel an einem malerischen See, das früher oft als heimliches Liebesnest gedient hatte und erinnert sich. – Woran? Sie war eine gutgestellte Lehrerin, intelligent und hübsch, Mutter zweier halbwüchsiger Töchter, in landläufiger Ehe. Der Liebhaber war ein wohlhabender Tierarzt im Zenit seiner Männlichkeit mit zwei herangewachsenen Söhnen von seiner durchaus herzeigbaren Frau. In einem Russischkurs setzt er sich – in eindeutiger Absicht – neben die attraktive Kursteilnehmerin, zeigt sich in voller Virilität und gewinnt deren Interesse und Hingabe. Wahrscheinlich trug Klara ... schon die Bereitschaft in sich, brachliegende Gefühle mit jemanden auszuleben, der 'es wert war' ... Bernhard war es... (S. 25). Eher um ihn nicht zu enttäuschen denn aus Leidenschaft gab sie schließlich seinen stürmischer werdenden Bemühungen nach ...“ (S. 26). Es folgt eine jahrelange prekäre Intimbeziehung parallel zu zwei tunlichst hiervon ungestörten Routine-Ehen. Jahre der Bedrängnis, der gestohlenen Stunden, der Unaufrichtigkeit, der Verzweiflung ... (S.30) ...zwei Männer am selben Tag – es war schändlich. (Ehemann Anm.) Erwins Umarmung war ihr nicht unangenehm ... Verrat an (Liebhaber Anm.) Bernhard... (S. 49) ... für den Augenblick zu leben, denn das sei das einzige, was sie wirklich besaßen...wie Bernhard ... erklärt hatte (S. 76).

Wirklich singulär und beklemmend wird dieses anstrengende Doppelleben durch den plötzlichen Schlaganfall des gealterten Zweitmannes Bernhard – und die ganz ungewöhnliche, ebenso erstaunliche wie peinliche Durchsetzungskraft seiner heimlichen Geliebten, sich ohne Rücksicht auf die bisher so mühsam beachtete Konvention Zutritt zum Krankenzimmer sowohl im Spital wie im Rekonvaleszentenheim, schließlich sogar in seinem Wohnhaus zu verschaffen: Mit dem „Recht“ der Geliebten ...

Die Verfasserin dieser Prosa, Edith Haider, von 1990 bis 2014 bereits mit zehn Büchern in Lyrik, Prosa, unter anderem meisterhaften „Betrachtungen“ im Wiener Dialekt, vielfach anerkannt hervorgetreten (der Rezensent bezeugt ihre großen Vortragserfolge!) ist eine scharfe Beobachterin und gründliche Erzählerin mit langem Atem, wenn es um die tiefschürfende Erschließung des von ihr gewählten Stoffes geht. Ihre Sprache ist gepflegt und treffend. Jedes angeschlagene Motiv wird bis zur Durchsichtigkeit in mehrfachen Zugängen erschlossen. ... dass sich die skrupellos genommenen Stunden nicht bezahlt machen (S. 82). Es ist alles so unwürdig, dachte Klara, so gemein, mir graust vor mir selbst ... (S.109). Wie lange dieses würdelose Versteckspiel noch dauern sollte ... Keine Pläne, keine

Zukunftsvisionen...“ (S. 122) ... aufsteigenden Brechreiz zu unterdrücken ... (S. 131).

Diese Form bewirkt Lesegenuss selbst dann, wenn der Inhalt belastet. Die aquarellistisch feingezeichneten Landschaften, Tageslicht- und Wetterstrahlen fügen sich in die durchaus schicksalsträchtigen und endbestimmenden Einzelerinnerungen und Nachtgefühle dieses einsamen Bilanzierens herzerreißender Erlebnisse. Edith Haider beherrscht die Kunst des Retardierens, des Spannungsaufbaus und -haltens. ... hysterische Zusammengehörigkeit mit ihm befiel sie, die jeder Vernunft widerstand, jeglicher Rücksichtnahme entbehrte, ... koste es was es wolle (S. 99). Meisterschaft im Aussprechen der Unwahrheit...“ (S. 101). ... an Bernhards Krankenbett geschickt Stunden wählend, in denen sie nicht ... mit seiner Frau zusammentreffen musste (S. 103). ... Strudel von Verwirrungen, Schuldgefühlen, Pflichtgefühlen, Enthüllungen, Entblößungen ... war sie zur gebrandmarkten Seitenspringerin, Ehebrecherin, Ehestörerin geworden ... (S. 115). Hätte sie einen Zauberspruch gewusst, mit dem man sich selbst fortzaubern könnte aus dem Leben, sie hätte ihn gesprochen (S. 130).

Auf jeder dieser 159 Buchseiten der präzisen Monographie, des Bewusstsein-Seismogramms einer keineswegs lasziven oder nymphomanen Frau wird die innere Wahrhaftigkeit der Geschichte deutlich, entfaltet sich der realitätsgedeckte Lebenslauf eines gegenwärtig nicht untypischen, nicht unsympathischen armen Mitmenschen. Und damit ist der schriftstellerischen Moral voll Genüge getan: Zumal den Lesenden auch jegliche Henry-Miller-Drastik erspart bleibt, ohne dass der körperliche Antrieb des Geschehens unklar bliebe. Das Sprachkunstwerk schenkt sehr wertvolle Erkenntnisse! ... (Die hintergangene Ehefrau Anm.) Ilse sprach ruhig und gefasst ... er sei in ihren Armen gestorben. ... sie setze als selbstverständlich voraus, dass Klara nicht zum Begräbnis kommen werde, sie müsse verstehen, all die Fragen: wer ist denn die, was macht sie da ... es sei auch wegen der Kinder (S. 149).

Für eine etwaige allgemeine Ethikberatung liefert dieses literarische Dokument zahlreiche mahnende Einblicke, die beileibe nicht als Bewerbung oder auch nur als Trivialisierung von Ehebruch zu verstehen sind. Bis hin zu den irrigem Schlussworten der Heldin, die sich den von ihr verdrängten Weiterungen und Spätschäden in den Seelen und Entscheidungen von mindestens sieben betroffenen engsten Familienmitgliedern – abgesehen von der Direktorin und den Schülern in ihren Klassen – nicht stellen will: ... wenn man die Schuld eigentlich gar nicht anerkennen will (sic!) , wenn man die Überzeugung gewonnen hat (sic!), jegliche

Glücksmomente auf Heller und Pfennig abbezahlt zu haben mit Trauer und Tränen (S. 157). Schade: Es fehlen die „Trauer und die Tränen“ für die anderen Betroffenen und auch für die künftig von ihnen Verstörten, zu Fehlleistungen getriebenen Unglücklichen! Das erlösende „*mea culpa*“ klingt anders.

Sehr gut rapportiert, Frau Edith Haider, das erfüllt die Belegpflicht der Literatur einer Epoche.

Matthias Mander

Edith Haider

Zwielicht

Roman

Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra 2017, 159 Seiten

ISBN 978-3-99028-694-4

Hatte sich Edith Haider, die bereits mehrfach ausgezeichnete Autorin, in ihrem Erzählband „Prägungen“ schon als überaus einfühlsame und vor allem als wortschatz- und facettenreiche Erzählerin präsentiert, so lässt sie im vorliegenden Roman „Zwielicht“ ihrer Hauptfigur „Klara“ eine erstaunliche und über weite Strecken spannende Reise in deren Vergangenheit machen. Und zwar in jenen gar nicht so kurzen Lebensabschnitt dieser verheirateten Lehrerin und Mutter zweier fast erwachsener Töchter, in welchem sie eine nicht nur körperliche, sondern auch eine intensiv emotionale Beziehung zu einem älteren, ebenfalls verheirateten Mann unterhalten hat.

Der Antritt zu dieser Reise erfolgt viele Jahre später, als sowohl Bernhard, ihr Liebhaber, als auch Erwin, ihr Ehemann, schon längst verstorben sind und eigentlich alles bereits der Vergessenheit anheimgefallen sein sollte. Ist es aber nicht. Klara sucht vielmehr jenes Klosterhotel wieder auf, in welchem sie mit ihrem Liebhaber mehrere Jahre hindurch ein verlängertes Herbstwochenende verbracht hat. Alles in und um dieses Hotel gemahnt sie an jene glücklichen Tage mit ihm, als sie schon bald nach dem Kennenlernen vom Wesen, von der Aufrichtigkeit und nicht zuletzt von der intensiven Liebe dieses kultivierten Mannes völlig verinnahmt worden war. Auch heute noch fragt sich Klara, woher sie damals die Kraft genommen hat, ihr „normales“ Leben als Gattin, Mutter, Hausfrau und Lehrerin mit jenem einer heimlichen Geliebten eines anderen Mannes in Einklang zu bringen. Natürlich hatte sie oft ein schlechtes Gewissen, doch all diese

Skrupel wurden stets von jenen beglückenden Momenten überlagert, wenn dieser Mann Saiten in ihr zum Klingen gebracht hatte, die sie nach ihren zirka zwanzig Ehejahren als längst verstummt geglaubt hatte. Sie wogen alles auf. Die Strapazen des Doppellebens, die Angst vor dem Entdecktwerden und nicht zuletzt die Scham, die eigene Familie ständig zu belügen.

Edith Haider versteht es ausgezeichnet, die Gedankenwelt dieser Frau anschaulich und glaubhaft lesbar zu machen. Im ersten Teil des Romans überwiegt Klaras Bestätigung ihrer inneren Zustimmung zu dieser Liaison, im zweiten Teil lässt die Autorin Klara in einem Gespräch mit der Badefrau des dem Klosterhotel angeschlossenen Seebades davon erzählen, wie damals plötzlich alles anders geworden ist. Genau in jener Zeit, als bei ihr, Klara, nach Jahren des Fremdgehens das Prickeln des Verbotenen zu verblassen begann, wurde ihr Liebhaber durch einen schweren Schlaganfall zum Pflegefall.

Edith Haider lässt ihre Protagonistin ganz anders reagieren, als man erwarten würde. Klara denkt nicht daran, die Beziehung zu beenden, sondern ist vielmehr fest davon überzeugt, dass der Kranke sie gerade jetzt unbedingt braucht und sich auf sie verlässt. Mit einer gehörigen Portion Mut, alle Vorsicht ab sofort außer Acht lassend und nicht zuletzt in Kauf nehmend, der eigenen Familie Rede und Antwort stehen zu müssen, drängt sie sich ans Krankenbett, wo es schon bald zur unvermeidlichen Konfrontation mit der Ehefrau ihres Geliebten kommt.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt – der Ehemann zieht nach Klaras Beichte vor der Familie aus ihrer Untreue trotz allem keine Konsequenzen, die Töchter zollen der Mutter sogar ein Quäntchen Anerkennung, weil sie das Leben nicht nur brav hingenommen, sondern nach ihrem Willen gestaltet hat – gerät Klara ins Zwielicht. Wahrscheinlich auch in den Augen der Leserinnen und Leser. Denn nicht nur, dass sie sich in die ohnehin stark belastete Familie des Pflegebedürftigen hindrängt, beginn sie auch einen gewissen Stolz zu entwickeln, was sie in den letzten Jahren alles „geschafft“ hat. Ihre geduldeten Besuche beim nunmehr weit entfernt wohnenden Kranken, wertet sie geradezu als „Aufopferung“ und sie bildet sich viel darauf ein, ihn „nicht verlassen“ zu haben.

Die Autorin versteht es meisterhaft, diese Reise ins Seelenleben dieser bemerkenswerten Frau glaubhaft und einfühlsam zu erzählen, indem sie fast jeden ihrer Gedanken zunächst behutsam umkreist, ehe sie ihn in Handlungsabläufe einbettet. Besonders der Gesinnungsumschwung Klaras, von der sanften Einsicht, an ein Ende der Liaison zu denken, hin zur wilden Entschlossenheit, dem nunmehr Hilfsbedürftigen unbedingt zur Seite zu stehen, ist packend und spannend erzählt.

Klaras Liebe, ihr Mitleid mit dem durch Krankheit Gezeichneten, ist ehrlich. Ob ihre Entscheidung, ihn nicht zu verlassen, richtig oder nicht richtig war, das lässt die Autorin offen und überlässt es der Leserschaft, sich über die Frage Gedanken zu machen, ob die Liebe tatsächlich alle Grenzen, also auch die fremd-familiär-intimen, überschreiten darf. Es ist anzunehmen, dass Freunde einer gepflegten und geschmeidig formulierten Prosaerzählung am jüngsten Werk von Edith Haider durchaus Gefallen finden werden. Man muss aber nicht unbedingt sakramentstreuer Christ sein, um an Klara – vor allem aus dem Blickwinkel ihrer Familie – einen gewissen Anstoß zu nehmen. Ein achselzuckendes „Così fan tutte“ („So manchen es alle!“) wäre (hoffentlich) unangebracht!

Michael Stradal

Sarita Jenamani

Inschriften auf Sanddünen / Inscriptures On Sand Dunes

Gedichte, englisch / deutsch, aus dem Englischen übersetzt von Helmuth A. Niederle

Löcker Verlag – edition pen Band 76, Wien 2017, 160 Seiten

ISBN: 978-3-85409-881-2

... / Wer weiß / ob der Tag anbricht oder nicht. So distanziert und skeptisch erlebt die österreichisch/indische Dichterin die Welt. Ungewiss ist alles was sein wird, und doch scheint ab und zu eine vernebelte Sicht sich zu klären, es funkelt im Tunnel des Daseins ... / und die Verfinsterung bleibt nicht für immer, so lautet auch an anderer Stelle Sarita Jenamanis Trost. Zeugnisse reifen Selbstbewusstsein lassen sich finden: Ich gehe weg / Ich komme an / Ich verwandle mich / in Licht / Ich erlöse mich / aus der Stille / der Nacht. Reiches differenziertes Empfinden ist es, das so zu sprechen weiß, ein wacher Geist, ein starker Wille.

Sarita Jenamani hat in ihrem Geburtsland Indien und in Wien Wirtschaft und Management studiert und lebt als Übersetzerin europäischer Literatur seit 15 Jahren in Österreich. Ingeborg Bachmann, Ilse Aichinger und die Gedichte Rose Ausländers wurden von ihr übersetzt. Auch als Herausgeberin einer zweisprachigen Zeitschrift „Worte und Welten“ ist Sarita Jenamani bekannt geworden. Vor allem aber mit eigenen, in mehrere Sprachen übersetzten Gedichten, die im In- und Ausland Lob und Anerkennung fanden, Preise und hohe Auszeichnungen. Die meisten Gedichte sind in englischer Sprache und in der Muttersprache Oriya, verfasst, zunehmend auch in Deutsch.

Der vorliegende dritte Gedichtband „inschriften auf sanddünen“ beeindruckt durch erstaunlich starke Bildhaftigkeit, klare Beobachtung und Formulierungen, von denen der Leser kaum loskommt, besonders wenn jeweils die englische Originalfassung den Nachvollzug der Gedanken und Gefühle der Verfasserin begleiten und vertiefen. Es sind Bildnisse von Aufbruch und Begegnung, Selbstgespräche im Exil. Erkenntnisse Zwischen Mythos und Wahrheit, wenn Der Mut / zum Übertritt / in das Reich eines fremden Schmerzes / ... dem Ankömmling eine völlig neue Welt eröffnet. Dann spricht Sarita Jenamani von dem ... Krampf / der in dir wütet / dieser Kuss der Kali / auf deinen verbannten Körper und assoziiert damit Veränderungen und Rückstellung. Von einem ... Schloss / der Einsamkeit erfährt der mitfühlende Leser, zugleich aber auch von bewundernswerter Selbstdisziplin: Gib nicht der Welt die Schuld / die es gibt / ganz nahe bei dir / Du bist es / die sich weigert / herauszukommen / aus deinem eigenen Labyrinth.

Anschauliche Vergleiche und einprägsame Formulierungen finden sich in immer neuen Zusammenhängen. Wörter wie Grenzen, Haus, Sonne, Schatten, Tore und Türen, die sich nach außen oder nach innen öffnen, kehren immer wieder. Erinnerungen an ein Daheim und Sehnsucht nach Wärme sprechen daraus. Wie schön wäre es / fänden wir hinter jeder Grenze ein Zuhause vor / als wäre Rückkehr nur eine Reise / und wir kehrten niemals zum selben Ort zurück. Trotz der nicht zu übersehenden Zeichen von Einsamkeit bis hin zur Verzweiflung scheint in der Lyrik der Dichterin jedoch immer wieder Positives auf, zart angedeutete Hoffnung auf Zukunft oder der Hinweis auf einen neuen Morgen, auch wenn er nur aus einem Tautropfen erahnt wird: Das Leben / ist ein Tropfen Tau / Schütte ihn / in deine staunenden Augen / vor der Ankunft / der Morgenröte.

Sarita Jenamanis Gedichte sollten gelesen werden, nicht nur einmal, sondern öfter! An „inschriften auf sanddünen“ wird dann kaum einer denken, so vieles prägt sich ihm ein für die Dauer und wird – auch dadurch – zum besonderen Wert in der Welt unserer gegenwärtigen Lyrik.

Rootlessness: My dream / of striking roots / strike roots / in the courtyard / of a nonexistent home / made up of / a lost past / and an invisible future

Wurzellos: Mein Traum / Wurzeln zu schlagen /schlägt Wurzeln / im Hof / eines nicht vorhandenen Hauses / bestehend aus / einer verlorenen Vergangenheit / und einer unsichtbaren Zukunft

Rosemarie Schulak

Anton Marku

Vizioni Blu / Die blaue Vision

Lyrik, albanisch / deutsch, aus dem Albanischen übersetzt von Ata Ante

Literaturklub Gijon Nikollë Kazazi, Gjakovë (Kosovo) 2010, 106 Seiten

ISBN 978-9951-467-16-2

Der 1971 im Kosovo geborene Anton Marku legt mit „Vizioni Blu / Die blaue Vision“ einen zweisprachigen Lyrikband vor. Er schrieb die Gedichte in seiner Muttersprache Albanisch; ins Deutsche übersetzt wurden sie von Arta Ante. Zuvor veröffentlichte Marku drei weitere Gedichtbände, und im Sammelband „Lyrik der Migranten in Österreich“ war er ebenfalls vertreten.

Die Gedichte sind in freien Rhythmen gehalten. Satzzeichen werden ausgespart, und jeder Vers beginnt mit einem Großbuchstaben – diese Merkmale finden sich im albanischen Original ebenso wie in der deutschen Übersetzung. Unterteilt in unterschiedliche thematische Abschnitte, sprechen die Texte vielfach, wie der Titel andeutet, von Visionen im weitesten Sinne. Das Wort stieg aus den Wolken/Berührte die Erde / (...) (S. 32) heißt es geradezu programmatisch in einem der Texte. Marku verwendet sensible Bilder und Metaphern, und wenn es erforderlich ist, findet er sehr klare wenngleich lyrische Worte, wie etwa jene beiden Strophen im Gedicht Wir und Sie: (...) // Sie begriffen unsere Sprache nicht / Und wir schafften es nicht / Ihre zu verstehen // So wie es aussieht / Hatte unser Alphabet / Viel zu viele Buchstaben (S. 68).

Vielschichtig im einleitenden Brief an mich selbst: (...) // Gehe erst dann / Entlang der roten Linie / Wenn die Stimme / Dich betrogen hat (S. 22). Es ist eine ruhig dahinfließende Lyrik, die zum Innehalten auffordert. Unter dem Titel Autopsie schreibt Marku: Lass uns reden / Über alles ein bisschen // Über den Duft des Regens / Über die Farben des Lichtes / Über die Spur des Windes // Zwischen Schwarz und Weiß / Gibt es viel mehr / Als nur / Schwarz und Weiß (S. 64).

Dass dieses Buch zweisprachig erschien, liegt einerseits an Markus beiden Lebenswelten Kosovo und Österreich, andererseits halte ich dies insbesondere bei Lyrik für vorbildlich, ja eigentlich zwingend. Übersetzte Lyrik sollte stets auch einen Blick auf das Original werfen lassen. Einziger Wermutstropfen des vorliegenden Gedichtbandes: Die beiden Sprachversionen wurden nicht gegenüberliegend, also links und rechts gedruckt, sondern die deutsche Übersetzung steht jeweils auf der Rückseite des albanischen Textes, was einen direkten Vergleich etwas erschwert.

„Vizioni Blu / Die blaue Vision“ erschien bereits 2010 im Verlag des Literaturklubs Gijon Nikollë Kazazi in Markus kosovarischer Geburtsstadt.

Klaus Ebner

Eva Kittelmann

Die Quadratur der Legenden

Das Wirkliche und das Wahre

Illustrationen von Helga Lauth

Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra 2018, 141 Seiten

ISBN 978-3-99028-685-2

Die außergewöhnliche Serie lyrischer Prosa von Eva Kittelmann hat durch den vierten Band im selben Format eine reizvolle Ergänzung erhalten. Idee, Form und die graphische Ausstattung der vier Bände durch Helga Lauth können in unserer lyrischen Landschaft wohl als einmalig bezeichnet werden. Das Wirkliche und das Wahre erscheinen in diesen Büchern so wunderbar vermischt, dass die philosophischen Zitate, die Eva Kittelmann ihrem vierten Band voranstellt, an große Wegweiser denken lässt: „Kunst ist Magie, jedoch befreit von der Lüge, schon Wahrheit zu sein.“ Mit Theodor Adornos Blick auf das Thema Kunst hat der Leser es leichter, in Eva Kittelmanns buntem Mosaik aus Assoziation und realem Erlebnis, aus nebuloser Erinnerung und geisterhaft in Denkprozesse einfallende Phantasie das jeweils Ganze eines Menschbilds zu erkennen, das sich mit Einsprengeln aus verschiedenen Sprachen teils offenbart und teils tarnt.

Es hätte können anders sein als bloß gelogen. Nichts ist ausführlicher beschrieben als wo Verbote standen, Niedergang, Verzicht. Wie oft jedoch ist der Bericht davon ins Gegenteil verbogen. So erklärt im ersten Quadrat die Autorin ihre Idee, das Wirkliche und das Wahre zu vermischen, so wie spontane Einfälle Erinnerungen und freie Assoziationen es eben verlangen, dem inneren Schreibfluss zu überantworten. Doch die Zügel einfach schießen zu lassen, wäre für ein gelungenes Werk zu wenig. Damit die Festlegung auf ein Quadrat pro Thema und Seite exakt gelingt, sind Planen und Denken durchaus notwendig, dem Eva Kittelmanns ja auch keineswegs entsagt. Dem aufmerksamen Leser wird so eine viel zu selten erlebte menschliche Ganzheit geboten und gewiss auch begreifbar. Spontaneität,

aber auch Hirn, Herz und Hand (die Pestalozzi, der liebende Menschenkenner, einst für den Bildungsbereich empfahl), werden als harmonische Ganzheit empfunden und da und dort noch geschmückt mit raffiniert eingesetztem Reim und glitzerndem Splitterwerk schreibtechnischer Kunstkniffe und Sprachen.

Nicht nur deshalb ist dem Leser zu raten, was die Autorin als selbstverständlich erachtet: nämlich jedes Quadrat, jede Seite als geschlossene Einheit, als ein kleines Gemälde menschlichen Seins zu erkennen und sie, durchzogen von Denkabläufen und reiner Innenschau, wachen Sinns wahrzunehmen. Rhythmisch zu lesen und nach Möglichkeit laut, denn nur so bringen diese spontan entstandenen Bilder – auch für den Neuling in lyrischer Prosa – alle Farben zum Vorschein die durch überraschende sprachliche Effekte, Wechsel des Rhythmus und unerwartete Reime entstehen.

Wie die Inhalte solcher Quadrate zu verstehen sind, verrät Eva Kittelmann in einem der Anfangstitel *Die Deutung: Es brach die Kruste der Vergangenheit*. Dies Tun mag schamlos scheinen. Aber die Weisen meinen, wir sollten Ahnungen verfolgen, die Gleichnisse lebendig halten, wir bräuchten neue Welten über diese Welt hinaus. Transzendente Bezüge sind, wenn es um die Ganzheit menschlichen Seins geht, nie völlig auszuschließen.

Jedes Quadrat hat ein Hauptthema, das zwischen anderen und über sie hinaus der Autorin sich ins Bewusstsein gedrängt hat, und die Zeilen füllt, bevor es wieder entschwindet. Doch gibt die Natur nicht manchmal jedem von uns ihre Rätsel auf, die wir nicht lösen können, aber aufzeichnen, aufschreiben schon?

Schreibtechniken, so wie Eva Kittelmann sie in ihren Quadraturen pflegt, werden manche vielleicht als „automatisches Schreiben“ betrachten. Das ist es nicht immer. Doch egal ob nebulose Erinnerung, Satire, Verriss oder lyrische Stimmung, Denkarbeit oder Visionen, immer steht dahinter die Ganzheit einer Person, die nach so viel Einsatz am Ende ein Resümee setzt, Apologie und Hinwendung zugleich. Zum Zuhörer, zum Leser:

Was alles eine Rolle spielte, wer alles, Herren oder / Damen, in Masken sich versteckt & hinter Namen, / davon den Hintergrund & ein Profil zu geben, ist / hier gezeigt Natürlich, ja, wir haben aufgegeigt, / auf manchem Blatt ein wenig dicker aufgetragen. / Ins eigne Leben eingeschaut & frühe andre, die be- / fremden. Wir haben sie bis auf die Hemden ausge- / zogen, die Kronen abgejagt, oft ansatzweise, doch / stets geneigt, dem Individuum nach seinem Sein & / seiner Zeit zu dienen. ...

Rosemarie Schulak

Georg Markus

Fundstücke

Meine Entdeckungsreisen in die Geschichte

Amalthea Signum Verlag, Wien 2017, 277 Seiten

ISBN 978-3-99050-104-7

Obwohl der Titel des Werkes relativ unspektakulär ist – Fundstücke gibt es zahllose auf der ganzen Welt – versteht es Georg Markus schon im Untertitel „Meine Entdeckungsreisen in die Geschichte“, das Publikum neugierig zu machen. Zu Recht stellt der Autor fest, dass er fündig wird, wenn er in der Geschichte gräbt. Georg Markus scheint eine Anziehungskraft für historische Artefakte zu besitzen, werden ihm doch immer wieder verloren geglaubte Tagebücher, Briefe oder letztwillige Verfügungen zugespielt. Der erfolgreiche Essayist und Bestsellerautor versteht es meisterhaft, diese Initialinformationen zu interessanten, spannenden Beiträgen zu gestalten.

Das Schwergewicht der Geschichtsreisen von Georg Markus liegt naturgemäß auf dem österreichischen Kulturkreis, als dessen profunder Kenner und „Erzähler der Nation“ der Autor unbestreitbar fungiert. Zwischen Georg Markus und seinen vielen, in der Danksagung angeführten Informanten scheint eine vertrauensvolle Relation zu bestehen, wurden dem Autor doch lange gehütete Familiengeheimnisse anvertraut. Insoweit verdient auch das Leserpublikum von Georg Markus Dank und Anerkennung, dass die Historien – noch lange nach den tatsächlichen Ereignissen – weitergeschrieben werden können.

Das Inhaltsverzeichnis des Werkes verheißt Beiträge über weltgeschichtliche Perspektiven, Kriminalfälle, interessante Einblicke in Künstlerleben und Künstlerliebschaften. Manches ähnelt Boulevardinformationen. Anderes wiederum bringt interessante Facetten des Privatlebens von Künstlern/innen zutage. Viele Fundstücke sind das Ergebnis intensiver Recherchen des Autors selbst. Da die Beiträge breit gestreut sind, wird im besten Sinne des Wortes das Buch für jeden Leser eine interessante Information enthalten. Aus der Sicht des Rezensenten ist das Tagebuch des letzten Adjutanten von Kaiser Franz Joseph, Adalbert von Spanyi, zu nennen, ein berührender Bericht über das letzte Lebensjahr des Langzeitmonarchen. Spannend liest sich auch der Bericht über Thomas Graf Erdödy, der als Kurier des Kaisers Karl monatelang zwischen Österreich und der neutralen Schweiz hin und her pendelte, um im Auftrag des Kaisers mitzuhelfen, den Ersten Weltkrieg zu beenden und damit das Habsburgerreich zu retten. Selbstverständlich

findet sich im neuen Werk von Georg Markus ein Beitrag über Anna Sacher und deren Familie. Ein Liebesbrief von Richard Wagner wirft ein ungewohntes Licht auf die Persönlichkeit des Meisters. Georg Markus ist sich sicher, dass Helene Nahovsky, die mit dem Komponisten Alban Berg verheiratet war, eine uneheliche Tochter von Kaiser Franz Joseph war.

Kirchenhistoriker wird der Abschnitt über Verbotene Briefe aus dem Konklave, Geheimnisse über eine Papstwahl interessieren. Als Verehrer von Gustav Mahler gilt das besondere Augenmerk des Rezensenten einem Beitrag über Alma Mahler-Werfel, in welchem über die Beziehung der schillernden Musengestalt zum Theologen Johannes Hollnsteiner gehandelt wird, der als Nachfolger des im April 1932 verstorbenen Wiener Erzbischofs Kardinal Piffl in der engeren Wahl stand. In weiteren Beiträgen begegnen uns Goethes Enkelin Alma, die 1844 in Wien verstorben ist, und Josephine von Brunsvik, Beethovens einzige nachweisbare Geliebte.

Das neue Werk von Georg Markus birgt ein hohes Suchtpotential, die politische und kulturelle Dimension der Donaumonarchie kennenzulernen. Den eloquenten, noblen Schreibstil von Georg Markus nochmals zu rühmen, ist dem Rezensenten ein besonderes Anliegen. Es sei hiermit getan! Die Fangemeinde von Georg Markus ist in freudiger Erwartung des nächsten Werkes des Autors.

Wolfgang Groiss

Dorothea Nürnberg

Sonnenwind

Lyrik

Ibera Verlag / European University Press, 2018, 90 Seiten
ISBN 978-3-85052-374-5

Dorothea Nürnbergs neuer Lyrikband ist eine Beschwörung der Schönheit, eine Verführung. Sobald man die Musik dieser Sprache erfasst hat, trägt sie den Leser weiter mit schwebenden Bewegungen. Bewegung ist allgegenwärtig in diesen Gedichten. (glück / hüpf / wolke / tanz / verwegen). Es sind sonnendurchflutete Zeilen, man denkt an Franz von Assisis Sonnengesang. Die Wahrnehmungsfähigkeit der Autorin ist von feinsten Sinnlichkeit und Zärtlichkeit. Der 1. Teil des Bandes, herzfunkeln, besingt die Elemente Himmel, Erde, Wasser und

deren Bewohner, Vögel, Fische, und auch der Kater hat einen zierlichen Auftritt. zauber summt auf jeder Seite dieses Buches.

Im 2. Teil, *feuerwind*, geht es um die vulkanische Kraft, die eruptive Energie des Feuers, auch des inneren Feuers. (erde wirft / ihr herz / ins all). Das Wort „herz“ spielt eine große Rolle in Nürnbergs Gedichten, ebenso das Wort „liebe“. Fantasievolle Wortverbindungen (mondflügel, feurgärten, herzstaub, sonnenherzen, herzwindwehen...) steigern die suggestive Kraft der Gedichte. Das Feuer wird als Möglichkeit der Läuterung, als Weg gesehen: flammen öffnen tore / wecken welten.

Im 3. Zyklus, *sonnenmeer*, klingen indische und andere Inspirationen aus fernen, exotischen Ländern, deren Kulturen der weitgereisten Autorin vertraut sind, an. Unter diesen Gedichten befindet sich auch das Titelgebende des Buches (*sonnenwind* S. 57). Die lyrische Sprache beruht auf der Bedeutung des einzelnen Wortes, das in seiner Vielschichtigkeit und Musikalität Klanggemälde entstehen lässt. Die Frage nach dem manifesten Inhalt dieser Gedichte ist nicht einfach zu beantworten. Mythen und Archetypen werden angerührt und wie aus dem Schlaf geweckt in kurzen Zeilen und neu geborenen Wortkombinationen. Der schwebende Eindruck bleibt bestehen.

Im 3. Teil, *taube fliegt*, verfestigen sich die Zeilen, werden länger und gewinnen an Schwere. Das Dunkle, Problematische nimmt überhand. Worte wie *sondermüll*, *quallennebel* tauchen auf, und *milchstraße* beginnt zu dunkeln. Die Gedichte, die um die Sonne kreisen, mit den Elementen spielend und von Schöpfungsmythen inspiriert, wandern weiter. ohne fragen. es gilt zu kämpfen überall / ... In schattentälern wachsen geld und fragen. / gewinn und lust enthemmen pfad / macht lockt wie salz im wildgehege ... Aber dann folgt und doch. / es springt ein funke. / du hörst die quelle. / ein sonnenflügel streift den blick.–

Wer die Sonne besingt, besingt das Leben, das Dasein, die äußeren und die inneren Welten. Das geschieht in dieser exquisiten Lyrik auf eine das Unbewusste öffnende Weise. Es sind träumende Gedichte, in denen sich alles verbinden kann, was für die Autorin von Bedeutung ist. Doch sie haben – wie alle Träume – ihre Motivation in der Welt der Fakten, der Sinne, des Denkens und Fühlens.

Elisabeth Schawerda

Hans Raimund

Mir hat die Blume Sinn niemals geblüht

Lyrik, deutsch / spanisch, aus dem Spanischen übersetzt von Olga Sánchez Guevara

Edition Art & Science, St. Wolfgang 2016, 182 Seiten

ISBN 978-3-902864-53-6

Mit dem Lyrikband „Mir hat die Blume Sinn niemals geblüht“ legt Hans Raimund eine Sammlung von Gedichten vor, die aus seinen vorherigen Publikationen stammen – die konkreten Quellen werden im Nachspann des Buches genau aufgelistet. Diese Sammlung entstand hauptsächlich deshalb, weil diese Gedichte ins Spanische übersetzt wurden. Das in der Edition Art Science veröffentlichte Buch vereinigt die Texte in beiden Sprachen, wobei die linke Seite für das deutsche Original und die rechte für die spanische Übersetzung vorgesehen wurde. Es handelt sich laut den Angaben im Buch um die erste Übersetzung von Hans Raimunds Gedichten ins Spanische.

Die Gedichte wirken lyrisch, vermitteln Gefühl, ernste Gedanken und Tiefsinniges. Auf Satzzeichen – mit Ausnahme von Gedankenstrichen – wird verzichtet. (...) // Zweig/in Unrast nie haltlos / Luft kalligraphierend / mit gälischen Rätseln // (...) (S. 42). Die Herkunft der Gedichte aus Büchern, deren erstes 1985 und deren jüngstes 2011 erschien, bewirkt, dass der Band nicht im selben Ton gehalten ist, sondern von Kapitel zu Kapitel (die den Büchern entsprechen) etwas variiert. (...) // betrunken ist er wie immer / am Sonntag beim Schnapsen / mit den Kumpeln im Schanigarten // auf den Tisch schnalzen / zwanzig vierzig die Karten / ein Ringerl ein Durchmarsch // (...) (S. 70). So gesehen bietet die Textsammlung einen aufschlussreichen Überblick über eine sechsundzwanzigjährige Schaffensperiode von Hans Raimund. Spätere Gedichte wirken im Satzbau experimenteller, und bisweilen wird das Enjambement zu einem zentralen Gestaltungselement. Er schreit nicht Er spricht leise zu sich selber / Er spricht sich vor mit routiniert // Verknappter Stimme was er denkt und auf / Geschrieben hat mit dieser Stimme die er als // Ein Instrument verwendet selber ihren / Klang genießend wie Musik // (...) (S. 150).

Insbesondere in Hinsicht auf eine Übersetzung sind die Gedichte keineswegs einfach. Umso spannender fand ich es zu sehen, wie die kubanische Übersetzerin Olga Sánchez Guevara das alles umgesetzt hat. Und ich kann nur sagen: Chapeau!

Ein kleines Beispiel: Aus die Alleen im Streulicht gilben / in abgesunkenen Gärten Rosen einzeln / stehen verschossen rot gegenwärtig daß / die Bora sie mit

ihrer Schere schneidet / die Kastanien sich im Regen schwärzen / (...) wird amarillean las avenidas bajo la luz difusa/en hundidos jardines rosas solitarias / están de rojo desvaído aguardando / que las tronche con su tijera el bóreas / los castaños ennegrecen bajo la lluvia / (...) (S. 60/61).

Die Übersetzung der Gedichte wurde bravourös gemeistert. Wenn die unterschiedlichen Sprachstrukturen es erforderten, hielt sich Olga Sánchez keineswegs sklavisch ans Original, sondern übertrug das Gedicht in äquivalenter Weise in ihre Muttersprache. Viele Stellen zeigen dadurch, wie Deutsch und Spanisch oft anders funktionieren. Durch diese Art der Übersetzung liest sich der Text in beiden Sprachen flüssig und vermittelt ein gleiches lyrisches Flair. Dem Autor und der Übersetzerin wünsche ich, dass dieses Buch auch in spanischsprachigen Ländern ausreichend zur Kenntnis genommen und verbreitet wird, denn es ist einerseits eine tolle Einführung ins lyrische Schaffen von Hans Raimund und andererseits ein Beispiel für eine exzellent gemachte literarische Übersetzung.

Hans Raimund wurde 1945 in Niederösterreich geboren und studierte neben Anglistik und Germanistik auch Musik – ein idealer Nährboden für das Schreiben von Lyrik. Nach einer Tätigkeit als Lehrer ist er seit 1984 freier Schriftsteller und lebt heute in Wien und im Burgenland. Olga Sánchez Guevara hat in Havanna Germanistik studiert. Sie ist nicht nur Übersetzerin, sondern selbst Schriftstellerin und veröffentlichte in ihrer Muttersprache auch Lyrik. Von ihr stammt ebenso das Nachwort zu Hans Raimunds Gedichtsammlung. Die Biografien von Autor und Übersetzerin sind im vorliegenden Buch natürlich in beiden Sprachen vorhanden.

Klaus Ebner

Elisabeth Schawerda

Diese leichte Trance

Farblithographien von Ingrid Brandstetter

Edition Thurnhof, Horn 2017, 37 Seiten

ISBN 978-3-900678-39-1

Venedig ist als Gesamterlebnis unerschöpflich, weil letztendlich unergründlich wie ein Naturphänomen oder ein Archetypus.

Elisabeth Schawerda hat einen Band mit neuen Venedig-Gedichten herausge-

bracht und allein der Titel „Diese leichte Trance“ nimmt eine umfassende Gesamtschwingung auf, die diese Stadt prägt und sich auf einfühlsam wahrnehmende Menschen überträgt.

Diese Gedichte ranken sich wie pastellfarbene Girlanden durch alle Sinne.

Einzelne Bilder, oft nur bildhafte Lichtsteine, sind ineinander verwoben. Gefügt in jeweils unterschiedlichen Zusammenhängen bergen sie eine Gesamtheit, die durch das Herausnehmen von einzelnen Teilen gefährdet scheint. Musik der Farben / es singt das Vergangene. / Die Sprache des Marmors ... / Das Sichtbare wandelt sich / stetig im Klang... Licht und Hitze / ...nisten brütend auf den Steinen. / ...Der Mittagsdämon fordert Stille.

Dennoch lockt die Lust nach einzelnen, sprachlich spielerisch gestalteten Bildfragmenten, die chimärenhaft neue Gedanken anregen, denn diese Lust steckt an und bewegt. Auf rosigen Dächern / haust die Gesellschaft der Antennen // Serenité / ...Das Gewicht des Augenblicks / ohne die Last der Wirklichkeit.

Elisabeth Schawerda hat hier eine gesamte Szenerie geschaffen, in der eine umfassende Vielfalt an Eindrücken und Wahrnehmungen lebendig wird. Gleichsam gekeltert durch den Einfluss untrüglicher Erkenntnisse wird Gedachtes, Erahntes und Erfahrendes zu etwas Kostbarem. Im ruhigen Nachsinnen erwächst daraus ein besonderer Lesegenuss. ... wie ein Gespräch vertrauter Wesen / in fremder spröder Zärtlichkeit.

Doch es ist mehr als nur lesen: Elisabeth Schawerdas Gedichte lesen bedeutet, sich in eine Welt begeben, die sich anfangs als leicht zugänglich und durchlässig erweist, aber allmählich Bereiche öffnet, die man nicht schnell verlassen kann ohne Verluste.

Anregend und erfreulich ist auch der Gleichklang zwischen der Gesamtgestaltung des Buches und dem vielfältigen Inhalt.

Es ist ein bibliophiler Band, erschienen in der, für Besonderes bekannten Edition Thurnhof. Die Offsetfarblithographien von Ingrid Brandstetter sind in ihrer schwebenden Dynamik den Gedichten adäquat und es ist so ein harmonisches Ganzes entstanden.

Sidonia Gall

Erich Sedlak

Das rote Pentagramm

Kriminalroman

Verlag federfrei, Marchtrenk 2017, 240 Seiten

ISBN 978-3-903092-92-1

Wien ist Schauplatz eines grausigen Verbrechens. In der allseits angesagten Diskothek ‚Black Moon‘ wird eines Morgens die Leiche einer jungen Frau gefunden. Sie liegt in einem goldenen Käfig, hat ein Messer im Bauch und eine merkwürdige Tätowierung am Oberarm. Dieses rote, in sich vernetzte und von einem Kreis umgebene Fünfeck, welches oftmals auch als Drudenfuß bezeichnet wird, weckt sofort Assoziationen zu Okkultem, Schaurigem oder Geheimnisvollem. Ach ja, ist man versucht sofort zu schlussfolgern: In einer Diskothek gibt's Drogen und Sex, die Ermordete ist jung und hübsch, der goldene Käfig deutet auf ein Strip-tease-Etablissement hin, folglich haben wir alle Ingredienzien eines Kriminalromans vor uns, wie er zurzeit die Buchhandlungen überquellend lässt.

Wie nicht anders zu erwarten, versteht es der schon mehrfach ausgezeichnete Autor nach nur wenigen Seiten, solche 08/15-Erwartungen von einem Klichschee-Thriller vergessen zu lassen. Wie anfangs vermutet, gibt es tatsächlich Drogen, Sex, Gewalt, naive Liebe, falsche Liebe, Stripperinnen und als Überdrüber einen gewissenlosen Diskothekenchef, der nebenbei ein Sektenführer und Satanist ist und das rote Pentagramm allen tätowieren lässt, die in einer schaurigen Zeremonie zu Satanisten geworden sind. So auch das Gogo Girl Verena Marold, die ihm hörige Geliebte und nebenbei sein Lockvogel, Testosteron getriebene Männer anzulocken, welche – mühelos erpressbar geworden – als Sektenmitglieder um ihr Geld erleichtert werden können.

Aber halt! Das kommt ganz anders, als man es erwartet. Keine sprachliche Hektik, kein atemloses Verfolgen von Verdächtigen sonderzahl, kein Spannung erzeugendes Hin und Her von Schauplätzen und Abläufen, sondern der Handlungsstrang ist über weite Strecken eine nahezu ruhige Liebesgeschichte der besonderen Art. In das verrucht rothaarige Gogo Girl Verena verliebt sich nämlich Stefan Rizek, ein stattlicher Mann, finanziell unabhängig, frisch geschieden und für eine neue Beziehung nur allzu bereit. Sie ist einer solchen klarerweise nicht abgeneigt, versteht es aber, ihr Inkognito zu wahren und ihn, zumindest für einige Zeit, gewissermaßen an der langen Leine zu führen. Sie trägt ebenfalls ein Pentagramm am Oberarm, verschweigt aber wohlweislich den wahren Hintergrund

dafür. Es kommt bald – kultiviert und behutsam beschrieben – zu Intimitäten, wobei ihr aber ein verhängnisvoller Fehler unterläuft, der es Stefan ermöglicht, sie an ihrem „Arbeitsplatz“ aufzusuchen, just, als sie gerade dabei ist, sich in einem goldenen Käfig räkelnd, die Fantasie der Diskobesucher auf den Siedepunkt zu bringen. Der Eklat ist unausweichlich, allerdings mit unerwarteten Folgen, die hier nicht näher erläutert werden sollen.

Mittenhinein in die Geschehnisse wird in eben diesem Goldkäfig ein anderes Gogo Girl, eine Freundin der schönen Verena, wie anfangs erwähnt, ermordet aufgefunden. Der eher gemütliche Kommissar Forster nimmt, unterstützt von seinem cleveren Assistenten Widhalm, die Ermittlungen auf und tappt lange Zeit im Dunklen. Als Mordwaffe wird ein Messer aus dem Hilfsbesteck des Barkeepers festgestellt, der allerdings das Weite suchen will, jedoch am Flughafen in letzter Minute noch abgefangen werden kann. Trotz intensivster Vernehmungen von ihm, dem gesamten Personal und aller Gäste der Diskothek kommen die beiden Kriminalisten keinen nennenswerten Schritt voran, im Übrigen auch nicht bei den jeweils mehr oder weniger deutlich angeschwärmten Damen, denn diese erscheinen zum unabhängig voneinander vereinbarten „Abendessen bei Kerzenlicht“ – zufällig in ein und demselben Neapolitanischen Restaurant – erst gar nicht.

Unterdessen kommt es zum finalen Show-down zwischen dem Diskochef und Stefan. Es geht um die schöne Verena. Während der eine in ihr seinen erfolgreichsten Lockvogel sieht, den er nicht hergeben will, ist sie für den anderen „die Frau fürs Leben!“ Das kann nicht gutgehen und es geht auch nicht gut. Die herbeieilenden Kriminalisten stehen aber vor weitgehend vollendeten Tatsachen und können sich nur fragen, was das alles mit dem toten Gogo Girl zu tun haben könnte.

Nun ist man schon ziemlich am Ende des Buches angelangt und fragt sich, ob der Kriminalfall überhaupt gelöst werden wird, da trägt – buchstäblich auf den letzten Seiten des Buches – ein unscheinbarer Prospekt für Reisen nach Neapel zur Erhellung der Geschehnisse in der Mordnacht und somit zur wirklich überraschenden Klärung des Mordfalles bei.

Ein Ratschlag des Rezensenten: Zerschlagen Sie sich nicht den Kopf, wer ‚es gewesen sein könnte‘. Selbst wenn Sie das Buch im Schneckentempo und akribisch genau lesen – sie werden nie und nimmer draufkommen. Auch darin besteht die Meisterschaft eines Krimiautors. Und Erich Sedlak ist so ein Meister!

Michael Stradal

Petra Sela

Literarisches Menü

Pop-Art Lyrik und Grafik

Zeichnungen von Silvia Wichtl

Selbstverlag, Wien 2018, 78 Seiten

Danke

für das köstliche Buch!

Ich habe gevöllert
mit allen Sinnen
genossen
mit Aug' und Ohr
vor Freude hüpfen
meine Innereien
und das Zwerchfell
wackelte kräftig.

Ach, und dieses
gestiftete Sahnehäubchen
jeder Strich
eine kurvenreiche Verführung
mit viel Schwung geht's auf
zum weitgereisten Fleisch
zum deftig strudelnden Kraut
und zur Milli
die genüsslich im Rahm
auf uns wartet.

Null Kalorien?

Petra Sela is(s)t
keine Null!

Ingeborg K. Hoflehner

Clementine Skorpil

Langer Marsch

Der Osten ist rot, die Sonne geht auf China hat Mao Zedong hervorgebracht

Roman

Löcker Verlag, Wien 2017, 300 Seiten

ISBN 978-3-85409-836-2

Clementine Skorpil hat Sinologie und Geschichte studiert und gibt seit einigen Jahren ihr Wissen in Form von Kriminalliteratur an die Leserschaft weiter. Man erfuhr zunächst von Jesuiten am Hofe des Kaisers von China um 1500, zwei Bücher befassten sich mit den erschreckenden Zuständen im Shanghai der 20er und 30er Jahre und das neue Buch hat den legendären „Langen Marsch“ zum Inhalt. Darüber fand sie bei ihren Recherchen erstaunlich wenig Originalliteratur, vieles ist Propaganda und hat so gar nicht stattgefunden. Eher wurde die Autorin bei ausländischen Publikationen fündig.

Wir begegnen in diesem Buch historischen Figuren in frei erfundenen Szenen und erfundenen Figuren in historischen Begebenheiten. Zunächst lernen wir natürlich Mao kennen, aber auch Zhou Enlai und wir hören von Chiang Kai-shek, und da ist ein Bayrischer Kommunist namens Otto Braun, der bis zum Ende mit marschierte – alles historische Figuren. An erfundenen Persönlichkeiten gibt es ein Wiedersehen mit dem Erzähler aus den Slums von Shanghai, mit der pfiffigen Großmutter Ai Ping, der klugen Pflaumenblüte und der adoptierten Enkelin, die sich im Laufe der Erzählung zu einer jungen Frau auswächst. Zu Herzen gehend ist das Schicksal der schönen Schneerose, Mutter von zwei kleinen Kindern, die eines Mordes angeklagt wird, den sie nicht begangen hat. Sie wird in der Untersuchungshaft fast zu Tode gequält und man bangt bis zum Ende des Buches mit den Angehörigen.

Spannung wird dadurch erzeugt, dass die Kapitel zwischen den Schauplätzen Ruijien, einer Kleinstadt, und den jeweiligen Stationen des Marsches abwechseln. Zur Krimihandlung gehört der Tod eines der Träger von Mao. Fast verwundert es, dass in einem Land, in dem damals wie heute ein Menschenleben nichts wert ist, sich der Erzähler unbedingt an die Aufklärung des Todes dieses Sänftenträgers macht. Dadurch lernen wir aber: Mao hat sich tragen lassen, nur so kam er auch verhältnismäßig heil am Ende des Marsches an, während abertausende bei Kampfhandlungen oder durch Hunger, Kälte und den verschiedensten Seuchen dahingerafft wurden, schlecht ausgerüstet wie sie waren und kaum medizinisch versorgt. Dass sich die Marschierenden in Strohsandalen über den Himalaya ge-

quält haben, kann man auf Grund der vielen Berichte von Bergsteigern heute hautnah mitfühlen.

Die Sprache ist poetisch und mutet vielfach so an, als hätten wir es mit einer Übersetzung aus dem Chinesischen zu tun, wodurch der Leser viel von der Mentalität des chinesischen Volkes erfährt. Alles in allem eine spannende und anregende Lektüre, und lehrreich noch dazu! Eine kritische Anmerkung muss allerdings gemacht werden: äußerst hilfreich wäre eine (gezeichnete) Landkarte gewesen, so dass man den „Langen Marsch“ mitverfolgen könnte, denn die genannten Provinzen, Ortschaften oder Flussübergänge sagen uns Mitteleuropäern nichts.

P.S. Ihre Lesungen pflegt Clementine Skorpil mit dem Absingen der MAO – Hymne zu beenden, die deutsche Übersetzung lautet: „Der Osten ist rot, die Sonne geht auf, China hat Mao Zedong hervorgebracht...“

Elfriede Bruckmeier

Martin Stankowski

Vom Ganzen des Glücks: Eine dritte Partie

Weitere vier Novellen als Variationen zum Thema Frau und Mann

united p.c. Verlag, Neckenmarkt 2018, 324 Seiten
ISBN 978-3-7103-3484-9

Ist Glück, dauerhaftes Glück lebbar, auffindbar in Partnerschaft und Liebe? Auf welch vielfältige Weise kann Glück empfunden werden? In Martin Stankowskis neuerlicher Suche nach dem Glück ringen Paare und Liebende suchend, kämpfend, oft auch der Verzweiflung nahe um dieses Glück. Braucht es für die Ganzheit des Glücks also doch ein Du? „Nirgends, Geliebte, wird Welt sein, als innen“ schreibt Rilke und verweist darauf, dass wir im Du, in der gelungenen Liebe auch die Möglichkeit erhalten, ganz bei uns selbst anzukommen, in unserer innersten Wahrheit, unserem „ureigenen“ Glück.

Die Protagonisten in Stankowskis Buch gehen auf in der Vorstellung, das Glück in und mit einem anderen Menschen zu finden. In der Wahl der literarischen Form der Novelle, laut Goethe eine Erzählung einer „unerhörten Begebenheit“, eine geschlossene Form mit dramatischen Elementen, gelingt es dem Autor durch Perspektivenwechsel und antithetischer Auseinandersetzung, die jeweiligen Krisen und Wendepunkte spannend und einfühlsam zu skizzieren.

Die erste Novelle erzählt von Gwendolyn, eine Geschichte einer Fremden. Eine Afrikanerin, mit 5 Jahren schwer verletzt nach einem Milizenüberfall auf ein Aufanglager, wird in einem Missionsspital medizinisch versorgt und zur Adoption ausgeschrieben. Sie wird von einer Familie in Zürich aufgenommen und wächst geliebt und integriert in der Schweiz auf. Sie genießt das Leben in der Großstadt bis ein Cousin mit Wohnsitz in einer kleinen österreichischen Gemeinde um ihre Hand anhält und Gwendolyn die Engstirnigkeit einer dörflichen Gemeinde kennenlernt, geprägt von Xenophobie und rassistisch anmutendem Überlegenheitsdenken. Gwendolyns Mann lässt es lange Zeit an der notwendigen Sensibilität fehlen, versteckt sich hinter seiner Arbeit – erst als die Umstände für seine Frau und seine Tochter unerträglich werden, greift er ein, siegt die Liebe über sein „Wegschauen“ und gibt der Familie eine neue Chance, glücklich zu werden.

In der Novelle Isabelle. Die Geschichte geteilter Nähe geraten höchst unterschiedliche Charaktere in einer Dreiecksbeziehung aneinander. So unterschiedlich, dass man meinen möchte, zumindest einer der Charaktere, Isabelles Ehemann, wurde etwas überzeichnet. Isabelle wird als feinsinnige, pflichtbewusste, verantwortungsvolle Mitvierzigerin geschildert, ihr Ehemann jedoch als primitiver Macho dargestellt, mit dem sie lange Ehejahre und vier Kinder verbinden. Die Beziehung zu ihrem Geliebten Vitus hingegen ist sehr feinsinnig und achtsam gesponnen, es gab für ihn nur ein Gleich-zu-Gleich, ein entschiedenes Miteinander. Das Psychogramm einer harmonischen, letztlich jedoch eingegengten Liebe. Nicht durch Druck werden jene Grenzen schließlich zum Einsturz gebracht, sondern durch zartfühlend geschildertes Aufeinander-Zugehen, das dem Glück, der Liebe schließlich zum Durchbruch verhilft.

In Kitty. Die Geschichte einer Beziehung thematisiert der Autor die Liebe zwischen zwei Menschen, die nicht nur ein übergroßer Altersunterschied von mehr als 30 Jahren trennt. Die Mittzwanzigerin Kitty, Verkäuferin in einem Haushaltswarengeschäft in Wien, das liebevoll als Familienbetrieb geführt wird, eine Halbwaise, die den Vater in früher Kindheit verlor und Marcel, Schweizer Unternehmer und Kunstkenner, der nach traumatisch geschiedener Ehe jahrelang in Vereinsamung lebt, ausschließlich der Arbeit hingegeben, um die getrennte Familie finanziell zu versorgen. Ein Blick Marcells auf Kitty, als er in dem Haushaltswarengeschäft eine Teekanne ersteht, lässt beide in einer ungewöhnlichen Liebe zueinander erglühen, die von Marcel jedoch möglichst lange hinausgezögert wird. Die junge Kitty ergreift schließlich die Initiative und besucht den Geliebten nach langen Monaten innerer Qualen in seinem Wohnort. Doch auch die Tage verleb-

ten Glücks bieten keine Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft. Der Altersunterschied, die geographische Distanz, auch Kittys Sprunghaftigkeit führen Marcel vor Augen, dass seine ebenso schwärmerische wie zu Verzweiflung neigende Liebe zu Kitty keine Zukunft hat: „Entfaltung“ und „Reife“ ergänzen einander eben doch nicht: Erst im Unendlichen schneiden sich die Parallelen, das dauert allzu lange. Schließlich reist Marcells Neffe nach Wien, der schon kurze Zeit später Kittys Ehemann wird. Somit bestätigt sich der Verdacht, dass Marcel eine väterliche Funktion für Kitty erfüllt, ein Verdacht, den Kitty zu Beginn ihrer Liebe entrüstet von sich weist. Für Kitty beginnt ein neues glückliches Leben in Geborgenheit. Nun zur selben Familie gehörend, gelingt es Kitty und Marcel, ihre Liebe umzuwandeln in eine tiefe Seelenverbindung.

In der vierten Novelle, betitelt mit Milena. Die Geschichte vom Alter, lässt sich der Weg zum Ganzen des Glücks nun endlich etwas leichter finden. Wieder steht ein Sechzigjähriger im Mittelpunkt und dessen anfangs väterliche Verbindung zu einer Modedesignerin aus einem nicht näher definierten Balkanstaat, deren Schicksal ihn rührt: auf der Suche nach einem besseren Leben zuerst ins Rotlichtmilieu abgerutscht, danach von einem ehemaligen Freier geehelicht, um eine Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten, wirkt Milena psychisch recht zerrüttet, wenngleich beruflich sehr erfolgreich. Obwohl in einer intakten Beziehung mit Constanze, die allerdings durch geographische Trennung sich auf nur ein Treffen pro Monat beschränkt, gibt Moritz der Verführung durch die bezaubernde Milena nach. Auch in dieser Novelle nimmt wiederum die um 20 Jahre jüngere Frau das Geschehen in die Hand. In ihrer verzweifelten Suche nach Geborgenheit klammert sie sich an Moritz und erwirkt nach der Scheidung von ihrem „Scheinehemann“ eine Heirat mit ihm. Die Suche nach Geborgenheit, der Verlust der inneren Wurzeln einerseits und das Gefühl, in späteren Jahren noch einmal die Fülle einer leidenschaftlichen Beziehung zu erleben, bindet die beiden Protagonisten aneinander. Ob dieser Beziehung Dauer und Glück gegönnt sind, lässt der Autor offen.

In der dritten und vierten Novelle ist es jeweils die Frau, die Protagonistin, die eine überschwängliche Verehrung des älteren Mannes an den Tag legt, zur Werbenden wird. Behutsamkeit und Achtsamkeit sind Stankowskis älteren männlichen Liebenden ein Anliegen.

Vom Ganzen des Glücks – ob es darin liegt, auch die eigenen Defizite der Psyche, des immer auch gebrochenen Lebens zu kompensieren in der Bindung an ein Du? Gibt es ein „Ganzes des Glücks“? Die vier Novellen gleichen Pfaden der

Hoffnung, des immer wieder neuen Suchens, Strebens und Sich-Mühens. Die „Ganzheit“ des Glücks jedoch wird nur dem In-sich-selbst-Geheilten, dem In-sich-selbst-Ruhenden gegönnt sein. Diese Wahrheit schwingt in den Novellen untergründig mit, so sehr sich die Protagonisten auch von ihren Emotionen mitreißen lassen in den oft sehr romantisch geschilderten Berichten von Sehnsucht, Verzweiflung und Erfüllung.

Dorothea Nürnberg

Michael Stradal

Weidfraus Tod

Ein Gröbmingkrimi

Verlag myMorawa, Wien 2017, 324 Seiten

ISBN 978-3-99070-143-0

Von Silvia Gattermann weiß man in ihrem Heimatort – dem steirischen Gröbming im malerischen Dachsteingebiet – nur, dass sie eine passionierte Jägerin ist. Sonst lebt die Weidfrau, die im Hauptberuf eine Steuerberatungskanzlei betreibt, eher zurückgezogen von der dörflichen Gemeinschaft. Sie ist jemand, der keine näheren Freundschaften pflegt, sich wenig in der Öffentlichkeit zeigt und in ihren Dingen eine penible Ordnung einhält. Für Kriminalkommissar Schrempf wäre also überhaupt nichts Ungewöhnliches an ihr, läge sie jetzt nicht erwürgt in ihrer Wohnung.

Toni Schrempf, der an einem freien Tag, noch dazu ein grauer Montag ohne richtiges Frühstück, etwas widerwillig an den Tatort kommt, spürt die Eigenartigkeit seines neuen Falles sofort. Vieles, was er entdeckt, scheint rätselhaft zu sein: Trotz der Unordnung gibt es keine wirklichen Hinweise auf einen Raubmord, es finden sich in dem Zimmer keine Anzeichen eines Kampfes und von Feinden, die Frau Gattermann nach dem Leben trachten könnten, weiß auch niemand aus ihrem Umfeld. Und dann ist da noch dieser seltsame Fichtenzweig, der neben ihrem Kopf lag – war das Zufall oder hatte man ihr den vielleicht gar in den Mund gesteckt, wie es Jäger als „Bruch“ bei erlegtem Wild als Ehrerbietung tun?

Schon auf den ersten Seiten liest sich Michael Stradals Geschichte wunderbar. Die leicht verschrobenen Charaktere, die Lebendigkeit des dörflichen Geplänkels, von dem man gesprächsweise erfährt, und die Zeichnung der Protagonisten lassen

– wenn man die österreichischen Lande und ihre Menschen kennt – ein spontanes Heimatempfinden entstehen. Vieles klingt vertraut, wenn man vom Beginn weg in den Alltag des Kommissars hineingezogen wird, der den Gästen in einer Urlaubspension von diesem Fall erzählt. In seiner Berichterstattung blättert sich nach und nach eine höchst spannende Geschichte auf, die den Leser in den Sog der kriminalistischen Ermittlungen mitnimmt.

Die ersten Risse bekommt die nach außen hin sorgfältig gepflegte Fassade des Opfers durch fast abenteuerliche Familienverhältnisse, die sich Schrempf alsbald eröffnen. Die Kärntner Tochter aus besserem Haus folgte einem Ägypter nach Kairo, musste später zurück nach Österreich fliehen und lebt nun, aus Angst vor familiärer Rache, unter falschem Namen. Dem jedoch nicht genug, entdeckt der Kommissar in einer geheimen Lade des Schreibtischs der Ermordeten auch Unterlagen zu illegalen Geschäften im Jagdverein, die die Ermordete aufdecken wollte.

Damit ist das Jagdrevier für die Ermittlungen abgesteckt und Toni Schrempf, der mehr seinem Bauchgefühl als gezielten Einflüsterungen glaubt, begibt sich in seiner bekannt pragmatischen Art auf die Pirsch. Und diese gestaltet sich ziemlich undurchsichtig, denn binnen weniger Befragungen ergibt sich ein ganzes Bukett an Verdächtigen und Motiven. Scheinbar harmlose Hinweise und Schrempfs Überlegungen dazu, lassen viele Ungereimtheiten spüren und es entspinnt sich eine Polizeiarbeit vom Feinsten, jedoch nicht ohne einen nötigen Schuss Humor.

Michael Stradal hat einen gut konstruierten Fall mit einigen überraschenden Wendungen geschrieben, der überdies mit teils köstlichen, weil regionaltypischen Dialogen aufwartet. Interessant darin zu lesen sind die sprachlichen Feinheiten der steirischen Provinz, die etwa den Unterschied zwischen feinem und gutem Essen deutlich machen und mit Witz und Fingerspitzengefühl in den Text eingestreut sind. Hier schreibt ein Autor, der uns an seiner Lust am genauen Hinhören teilhaben lässt. Auch an der Schilderung des Orts der Handlung und seiner Einwohner wird deutlich, dass sich Michael Stradal in diesem Landstrich offensichtlich sehr wohl fühlt.

Das Buch sei all jenen empfohlen, die sich gerne von der regionalen Atmosphäre begeistern lassen, aber auch für Buchfreunde, die sonst keine Whodunit-Krimis lesen, bietet Weidfraus Tod ein Stück österreichisches Kolorit, das Lust macht, den nächsten Urlaub im Ennstal zu verbringen.

Ernst Kaufmann

Joseph P. Strelka

Hans Habe

Autor der Menschlichkeit

Verlag Narr Francke Attempto, Tübingen 2017, 212 Seiten

ISBN 978-3-7720-8612-0

In einem Brief an mich vom 25.4.2016 schrieb der damals 89-jährige Professor Dr. Joseph Peter Strelka, dass er trotz Krankheit „versuche, ein Buch über den hochinteressanten Dichter Hans Habe zu schreiben“. Soeben legt der demnächst 91-jährige seine 204-seitige Schrift über jenen Ausnahmeschriftsteller vor: 1911 als Sohn jüdischer Eltern in Budapest namens János Békessy geboren, calvinistisch getauft, wurde er 1919 auf deren Flucht vor dem Horthy-Regime nach Wien gebracht, wo er 1929 maturierte und ab 1930 als Journalist zu arbeiten begann. Als Korrespondent einer Budapester Montagszeitung nahm er das Pseudonym Hans (=János) Habe (=Hans Békessy) an. Er berichtete 1931 wahrheitsgemäß die ihm von Dr. Seipel selbst gemachte Mitteilung, dass Seipel von Bundespräsident Miklas mit der Regierungsbildung beauftragt ist, legte sogar die Ministerliste vor. Nächtlicher politkrimineller Machtmissbrauch des Deutschen Reichs erzwang jedoch die Ernennung des Großdeutschen Dr. Schober (mitverantwortlich für 89 Opfer der Justizpalastunruhen 1927) zum österreichischen Bundeskanzler. Hans Habe erfuhr und berichtete auch das. Alle Zeitungen übernahmen diese Meldung, worauf der Nazigewaltstreich vereitelt war und die die NS-typische öffentliche Verleumdung (durch NS-Neubacher in der Wochenzeitung „Der Anschluss“) und Bedrohung Hans Habes losbrach. Dieser klagte berechtigt dagegen. Und der sterbende Dr. Seipel sandte aus dem Sanatorium Wienerwald eine Eidesstattliche Erklärung zu Gunsten Habes an das Gericht, worauf der vom Nazi-Rechtsanwalt Seyss-Inquart vertretene Neubacher zur Höchststrafe wegen Ehrenbeleidigung verurteilt wurde ...

Dieser moralische Sieg des 21-jährigen Habe über die Terrorhydra sollte kennzeichnend für seinen geistigen und leiblichen Kampf gegen das Verbrecherregime werden: Hans Habe meldete sich 1939 als Freiwilliger in Frankreichs Armee, wurde gefangen, konnte fliehen und über das unbesetzte Südfrankreich und Portugal 1940 in die USA reisen, in die USA-Militärakademie Westpoint eintreten. Als US-Bürger und Abwehroffizier landete er kämpfend in Sizilien, nachdem er den Atlantik, von deutschen U-Booten bedroht, überquert hatte, kämpfte in Salerno und Neapel. Als Oberleutnant wurde er nach Washington zurückbeordert, um die Normandie-Invasion vorzubereiten. Hans Habe kam als Befreier nach Paris,

dann leitete er den Freien Sender Luxemburgs, schließlich baute er die neue Presse im besiegten Deutschland auf: Er gründete und führte nach 1945 16 Zeitungen. 1946 wieder in den USA, übersiedelte er 1953 nach Österreich und 1960 nach Ascona. 1970 unternahm Habe gemeinsam mit seiner Frau Licci zwei mehrere Wochen lange Reisen nach Israel und verfasste darüber das Buch „Wie einst David“.

Joseph P. Strelka, der seiner Schrift den Titel „Hans Habe, Autor der Menschlichkeit“ gab, legt folgende Arbeitsmethode zur Erschließung der überwältigenden Lebensleistung Hans Habes als Journalist, politischer Analyst, Kämpfer, großer Romancier, rastloser Erfüller seiner jüdischen Identität vor: Habes wahrlich bewegte Biographie und seine wahrlich erfolgreiche Bibliographie werden von Strelka in magistraler Erzählweise simultan so entwickelt, dass die exemplarische Existenz des Dichters quer durch die schärfsten Prüfungen des 20. Jahrhunderts als ein mitreißendes Dokument und Monument menschlichen Volleinsatzes einleuchtet und weiterstrahlt. Auf sechs aus den 26 Buchtiteln von Habes Lebenswerk geht Strelka ausführlich ein: Auf Habes Roman „Off limits“ (1955), der als Roman der deutschen Besetzung nach dem Krieg zu benennen ist. Die Inhaltsbeschreibung und eine subtile Charakterisierung des Romanpersonals, die zeitgeschichtliche Bewertung dieses Buchs werden geliefert. – Der Roman „Im Namen des Teufels“ (1956) führt in die Welt der Geheimdienste. Habes Protagonist – Georg Droste – arbeitet gleichzeitig für drei Geheimdienste. Der Romanheld besitzt ein Haus am Bisamberg bei Wien. Wieder legt Strelka eine spannende Führung durch dieses Werk vor und zeigt die höchstpersönliche Kompetenz des Autors. – Im Jahr 1960, dem Jahr, in dem Habe nach Ascona übersiedelte, war einer seiner erfolgreichsten Romane, dessen Auflage eine Million überstieg, mit dem Titel „Ilona“ fertiggestellt worden. Habe schrieb, dass er an ihm 4 Jahre gearbeitet und sein Herzblut gegeben hat. Er spielt in Ungarn, stellt drei Generationen Frauenschicksale dar. Dieses figurenreiche Buch spannt sich vom Ersten Weltkrieg bis zum Ungarnaufstand von 1956. – Der Roman „Die Tarnowska“ (1962), Strelka: „Es ist die ganze Romanpoetik, die er hier ausbreitete und welcher die Gedankentiefe, die psychologische Meisterschaft und die universale Qualität seiner Romane einsichtig macht.“ Als die Tarnowska im Wiener Polizeigefängnis auf der Roßauerlande einem Hofrat vorgeführt wurde, teilte er dieser nicht nur mit, dass sie auf Ersuchen der venezianischen Behörden verhaftet sei und an diese ausgeliefert würde, sondern „der Ordnung halber“ teilte er ihr auch die Punkte der Anklage mit, die gegen sie erhoben wurden...’Die Pressestimmen waren überwältigend. Das Buch wurde verfilmt. – Habes nächstes Buchprojekt galt seiner Wahl-

heimat Amerika, er reiste planmäßig durch das Land. Als am Ende dieser Reise 1963 Präsident Kennedy ermordet wurde, veränderte dieses Ereignis seinen Plan und stattdessen schrieb Habe einen Bericht über dieses Attentat: „Tod in Texas“. Er war von diesem Mord so schockiert, dass er diesen Zustand auch in seinem Buch beschrieb, nur langsam konnte er mit der Abfassung beginnen. Kennedy war aus der Sicht Habes ein Wegweiser in die Zukunft für die USA und für Europa. Dieses Buch kam auf die Bestsellerliste der „Zeit“ und der „Weltwoche“. – Der nächste Titel Hans Habes lautet „Die Mission“, (1965) Dieses Buch widmet sich der historischen Schande von 31 Nationen, die bei der Konferenz von Evian 1938 das „Angebot“ Hitlerdeutschlands, Juden gegen ein Lösegeld von 250 US\$ pro Kopf freizulassen, abgelehnt hatten. (Der Rezensent erinnert sich an seine viele Jahre zurückliegende Lektüre dieses Buchs, das die schier unsäglichen Zwangslagen aller Beteiligten und den Schmerz über das unlösbar Scheinende erfahren lässt, der die von abgründiger Bosheit ausgelöste unentrinnbare Versündigung aller Kontaminierten bewirkt. – Und der Rezensent erinnert sich auch an die wahnhafte Wiederholung dieser NS-Menschenhandels-Zwangsvorstellung nach der Besetzung Ungarns im Jahr 1944, als den Alliierten ein abstoßendes SS-„Angebot“ übermittelt wurde: „Adolf Eichmann beauftragte Joel Jenö Brand, einen Mitarbeiter des Jüdischen Hilfskomitees, nach Istanbul zu reisen und den Briten das Angebot Himmlers zu unterbreiten, eine Million Juden für die Lieferung von 10.000 LKW freilassen zu wollen. ... Eichmann erklärte sich am 14.6.1944 bereit ein Kontingent von 'Austauschjuden' in der Anzahl von 30.000 Gefangenen nicht nach Auschwitz zu schicken, sondern in Österreich 'aufs Eis zu legen'“. (Quelle: Das „Judenlager in Gerasdorf“, 2016, Dokumentation anlässlich der Enthüllung des dortigen Gedenksteins, Seite 20) –

Von Seite 127 bis zum Schluss auf Seite 204, also 38% des Volumens von Strelkas Beschreibung des Lebens und Werks Hans Habes gelten den Israel-Reisen, die Habe mit seiner Frau Licci im Jahr 1970 unternommen hatte, wobei er als weltberühmter Schriftsteller zahlreiche hochrangige Begegnungen und einmalige Gespräche hatte. Habes Buch „Wie einst David“ (1971) stellt daher ein ganz außerordentliches Prosawerk einerseits allerpersönlichster Einlassung auf die Bewährung des Judentums, andererseits aufmerksamer Beobachtungen von Land und Leuten des heiß umstrittenen Landes dar, unterlegt mit genauen Daten und Fakten des Staats und der Gesellschaft in seiner Zeitgeschichte. Strelka studiert und referiert das Werk intensiv, wodurch die hierfür vorliegenden 77 Buchseiten wohl die zugleich lehrreichste, lebendigste und packendste Darstellung dieser an Repräsentanz für den Menschheitspfad kaum zu überbietende Thematik gewor-

den sind. Diese Lektüre – in Kenntnis des Rangs, des Mutes und der Geisteskraft des 59-jährigen Schriftstellers Hans Habe und seines hochmotivierten kongenial zitierenden und interpretierenden Verkünders, des 91-jährigen Literaturprofessors Joseph P. Strelka – zählt zu tiefstgründigen, ebenso sachlich kompetenten wie respektvollen Wahrnehmungen der auch gegenwärtig geschichtsprägenden Erscheinung Judentum. – „Auf Rhodos lebten über 2000 Juden. Die Deutschen verschleppten sie nach Auschwitz. Nur drei Familien kamen zurück. Seit 1943 gibt es keine Gottesdienste mehr. Wir bekommen keine 10 Männer mehr zusammen.“ (S. 129) – „Das Land ist nicht erst biblisch geworden durch die Bibel. ... Der Bauer ging behutsam als schonte er die Erde unter seinen Füßen... Gott hat keine Adressänderung angegeben.“ (S. 133) – „Der Verwalter von Yad Vashem, der das Ehepaar Habe begleitete, öffnete die Schublade, fragte zögernd: 'Wollen Sie das?' Er hielt ein Formular in der Hand: 'Ich, der Unterzeichnete ..., wohnhaft in ..., Verwandtschaftsgrad ..., erkläre, dass es diese Zeugenschaft meines bestens Wissens ... ' Hans Habe dachte an die schöne Schwester seiner Mutter, geborene Aranka Marton, sie war die Jüngste, verheiratet mit einem Christen, einem ungarischen Nationalspieler; er dachte an die große hagere Schwester seine Mutter, geborene Adele Marton, sie pflegte Kuchen für ihn zu backen; er dachte an die sieben Schwestern seiner Mutter, es waren acht Töchter. Licci dachte an ihren Schwager, Ermö Klein, geboren in Preßburg, ermordet in Dachau. 'Wir möchten mehrere Formulare mitnehmen', sagte Habe zu dem Verwalter. 'Wir haben genug', sagte er.“ (S. 146) – Ende Mai 1948 meldete der Kommandeur der gegen die Juden eingesetzten jordanischen Streitkräfte Abdullah at -Tall: 'Nur vier Tage nach unserem Einmarsch in Jerusalem wurde das jüdische Viertel ein jüdischer Friedhof.' ... Ein Geleitzug mit jüdischen Ärzten und Krankenschwestern wurde am 13.4.1948 überfallen. 77 Ärzte und Schwestern wurden getötet.“ (S. 149) – Es gibt vier Moscheen in Nazareth, von denen die größte neben der Verkündigungskirche steht. Die Moscheen in Nazareth sind nicht die einzigen, die im Staat Israel gebaut wurden. Im zentralen Teil des Landes hat es bis 1948 kein einziges Minarett gegeben, jetzt gibt es deren zehn. Rund eine halbe Million israelische Pfund hat die Regierung für sie verwendet. Vor der israelischen Staatsgründung lebte die Geistlichkeit des Islam vom Grundbesitz der mohammedanischen Kirche, jetzt wird sie vom Staat bezahlt. Über 200 Diener Mohammeds, die in mehr als 90 Moscheen Allah preisen, erhalten jährlich Gehälter von 200.000 Pfund vom Ministerium. Die vier islamischen Gerichtshöfe werden ebenfalls vom israelischen Staat erhalten. (S. 134, 135) – Israel hat die Juden gelehrt, auf die Liebe der Nichtjuden zu verzichten. (S. 141) – Am 16.5.1967 hatte Präsident Nasser

zu den ägyptischen Gewerkschaften gesagt: 'Der Krieg wird jetzt unbegrenzt sein, unser Ziel ist die Vernichtung Israels.' ... Ohne die unmilitärische Militarisierung Israels von 1967 wäre Israel im Juni 1967 vernichtet worden. Ben Gurion: 'Wir leben von Wundern, sollten uns darauf aber nicht verlassen.' (142) – Der Mensch ist eine miserable Kreatur Gottes, miserabel aber göttlich. Er ist des Vaters missratener Sohn – sein Sohn immerhin. Wir haben wenig Anlass zu hoffen – und kein Recht auf Hoffnungslosigkeit.' (S 194).

Das Wissen und die Bestärkung, die von diesem neuen Buch Joseph P. Strelkas über „Hans Habe, Autor der Menschlichkeit“, ausgehen, sind ein großes Geschenk des ohne Unterlass einsam an der Wiener Landstraße arbeitenden, denkenden Greises und hellstichtig schreibenden Trägers und Mehrers immensen Wissens für uns. „Ich versuche ... ein Buch über ... Hans Habe zu schreiben...“ meinte Professor Strelka vor 20 Monaten bescheiden – welch ein gelungener Versuch! Vergelt's Gott. Das meine ich wörtlich.

Matthias Mander

Boško Tomašević

Besinnung

aus dem Serbischen übersetzt von Helmut Weinberger

Arovell Verlag, Gosau/Wien 2017, 75 Seiten

ISBN 978-3-903189-07-2

Dichten und Denken verbinden sich im Werk des serbischen, in Österreich lebenden Autors und Literaturtheoretikers Boško Tomašević auf untrennbare Weise. So zielt auch der Titel „Besinnung“ des vom Slawisten Helmut Weinberger aus dem Serbischen übersetzten Bandes weniger auf vage Besinnlichkeit denn auf beziehungsvolle Sinngebung und auf Sinn stiftendes Erkennen von Zusammenhängen und auch Widersprüchen ab.

Im ersten Abschnitt Nachbarschaften finden sich Auslegungen Hölderlin'scher Zitate, vier Gedichte an Husserls Grab – dem Philosophen der Phänomenologie verdankt sich wohl die Poetik der wesentlichen Dichtung -, in Kurzprosa gehaltene Reminiszenzen an Trakl, Rilke, Heidegger, lyrische Anrufungen Celans, ein Gespräch zwischen Gadamer und Derrida in Heidelberg, ein nachrufartiger Epilog an Borges, nicht zu vergessen René Char – wie überhaupt exzessives Na-

me-Dropping (Immer öfter denke ich an Walter Benjamin) samt assoziativem poetischem Impetus ein Hauptcharakteristikum des Buches bilden. Auch im Mittelteil Besinnung verfährt der Dichterphilosoph in ähnlicher Weise, verschränkt Sätze und Gedanken illustrierer intellektueller Vorbilder, folgt sich verzweigenden Pfaden, baut kryptisch raunende Gebilde auf Archipelen der Unterschiede und schließt mit dem originellen, ein vorangegangenes korrigierenden Gedicht Errata: Die Bibliothek hat heute Nacht Talglichtgekläffe, / unversiegende Einsamkeit kreisförmiger Elegien, / einen Sumpf mit dem Gewebe eines digitalen Gottes, / in den auch der Fehler dieser Schrift sich ergießt. (Vereinzelte Fehler sind übrigens dem Lektorat entschlüpft: „unausspreich“, „Notwenigkeit“) Das abschließende Kapitel ist mit Ein deutscher Sommer überschrieben.

Diese Texte entstanden 2002 offenbar anlässlich eines Stipendiums der Böll-Stiftung in Langenbroich: die Farbe der Wände des Zimmers, in dem Böll verstarb, den alten Eichenschrank, den Blick in den leeren, hängenden Raum, der singt mit einer Armvoll Vögel in der Luft. Als Motiv schwingt in diesem Buch vor allem der Tod stets mit. Es ist ein gelehrtes Brevier für gelehrige Leser geworden voller Anspielungen, ein reflektierender Setzkasten der Poesie.

Ewald Baringer

Diana Wiedra (Hrsg.)

Liebe

Lyrrik, Anthologie

Books on Demand, Norderstedt 2017, 180 Seiten

ISBN 978-3- 743125-13-1

Das Unternehmen dieser Anthologie zeugt von Mut, meint eingangs Helmuth A. Niederle ganz zu Recht. Und: Die Liebe ist ein seltsames Spiel, zitiert Peter Paul Wiplinger den Schlager von Connie Francis aus den 60er-Jahren.

So zeigt sich denn auch die gebotene qualitative Bandbreite der versammelten Gedichte, allesamt anlässlich einer Veranstaltungsreihe in den Wiener Ringstraßen-Galerien entstanden, entsprechend weitläufig: teils mutig, teils seltsam, teils kitschig-naiv, mitunter unerträglich wird hemmungslos drauflos gereimt, gejammert und leidenschaftlich im eigenen Leidenssaft gesudert. Aber auch etliche lebenskluge, sprachlich und inhaltlich differenziertere Texte enthält dieser Band, dessen Co-

ver sinnigerweise von Schmetterlingen und Spinnen dominiert wird. Da freut man sich über reflektierte Beiträge wie jene von Sidonia Gall (Wir verjagen das Stundentier / in sein selbstgebautes Reservat / und verschütten es unter unserem Lachen.), Karin Gayer (die paar flüchtigen Stunden / gebettet in endlose Zeit), Helmuth A. Niederle (hinter all dem Körperlichen / gibt es etwas / was wir noch mehr lieben), Christine Nyirádi in ihren Beschwörungen der wehrlosen, ersehnten schwarzen Rose oder Dorothea Nürnberg (wir werden die Liebe nicht bezwingen / ihr Eisen ist härter / als unsere Pfeile / geschmiedet / aus Machtgier / aus Stolz / und aus Wut). Liane Presich-Petuelli thematisiert Versagen, Scham und Niederlage (War jemals Wahrheit? Wann begann Betrug? / Ich gab, ich nahm, wie du. Es schien genug. / Nun steh ich fremd vor dir, verstört und scheu, / es ist vorbei. / Verzeih.), Christa Scheiwein spart auch Abschied und Tod nicht aus, Elisabeth Schawerda ermutigt: Setze dein Gleichgewicht / furchtlos aufs Spiel. / Ein Standbein genügt, Magdalena Tschurlovits konstatiert trocken Fehlt nur ein wort / Das du nicht sagst / Dann fällt die tür ins schloss. Am direktesten gerät das schlichte prosaische Eingeständnis von Peter Paul Wiplinger bereits im Vorwort zur vorweggenommenen Quintessenz: Ich verstehe nichts von der Liebe. Ich bin in und an ihr stets und immer wieder gescheitert. Alles war nur ein einziges Scheitern, sonst nichts. Und trotzdem war sie die wichtigste Erkenntnis und Bereicherung und das Schönste in meinem Leben.

Solch offenherzig-nüchterner Bilanz – ob tröstlich oder entmutigend, mag jeder(r) für sich entscheiden – ist herzlich wenig hinzuzufügen.

Ewald Baringer

Hannes Vyoral

jahrland

Kalendergedichte

edition lex liszt 12, Oberwart 2017, 212 Seiten

ISBN 978-3-99016-129-6

Hannes Vyoral, nicht nur als Autor wohlbekannt, sondern u. a. auch als Herausgeber der Reihe “neue lyrik aus österreich“ sowie als Geschäftsführer des Autorenverbandes PODIUM, legt nun bereits seinen vierzehnten Lyrikband „kalendergedichte“ – so der Untertitel – vor, in denen er versonnen-besonnen die sonnigen und weniger sonnigen Tages des Jahres stimmungsvoll, locker, vor den Lesern aufblättert.

Meist sind es kurze, feine und zarte Gewebe aus Fäden, die den inneren wie auch äußeren Gegebenheiten des Lebens entstammen. Mit einer gleichsam „grünen Hand“ und dichter Poesie „hingepinselt“, voll Liebe auch zu eigenem Grund und Boden, zu Haus und Garten, zu Menschen, Pflanzen und Tieren...

Unmerklich wird der Leser mit hineinverwoben in die bildhafte Gedanken- und Erinnerungswelt des Autors, lässt dessen naturverbundene Betrachtungsweise, deren behagliche Beschaulichkeit und stille Weltzugewandtheit auf sich ein- und in sich weiterwirken. Manchmal nimmt ihn der Autor per Rad (siehe u.a. das Gedicht radlerglück) mit: etwa in die Wachau bei Rossatz, nach Mörbisch, Rust oder zum einserkanal (der die Grenze zwischen Ungarn und dem Seewinkel bildet), zu guter Letzt zu einem Wiener Heurigen.

Überall entstehen – kurz und gut – einprägsame „lyrische Aquarelle“, in delikaten Farbtönen und mit atmosphärisch bezwingender, lebenskräftiger Aussage! Und nur ... „fast hätte ich mich / ans weiß gewöhnt“ ... „ans nicht-schreiben / ans brüten / ans ewige leben im eis ...“

Nicht nur hier schwingt Ewigkeit mit, wird Hintergründiges fühlbar: vgl. u. a.: ein zittern geht / durch die sterne.

Mit Haus- und hohem „Gefühlsverstand“ spürt Johannes Vyoral den Wurzeln des Lebens nach, beobachtet neugierig, was daraus wächst oder bereits gewachsen ist.

Im Handumdrehen ist so der starre Kreis der Jahreszeiten durchbrochen, schwingt der Geist frei und ungebunden über Vorgegebenes hinweg.

Im „jahrland“ ist dem Autor ein stilles, aber zugleich höchst lebendiges Buch gelungen, und wer auch immer die Winterstarre der den Band abschließenden Wintergedichte brechen will – nun, der blättere eben einfach frohgemut zu den Frühlingsgedichten des Anfangs zurück! Darf sich erneut erfreuen an Zeilen wie: es brennt der Mai / sich grün ins herz ... glücklich sitze ich / auf der schwelle meines gelben hauses oder heute bin ich wolkenlos, kann sich amüsiert den bunten blumenstrauß aus bleistiften des Autors vorstellen oder Lautmalerisches auf der Zunge zergehen lassen, wie: knusprig knistert / das alteis. Immer behält der Autor dabei sein Motto im Auge: zum licht hin / dem ziel jeden gedichts.

Und so sind auch diese jüngsten Gedichte von Hannes Vyoral allesamt ein „lichter Genuss!“

Brigitte Pixner

Günther J. Wolf

Unter uns gesagt

Ein nicht alltägliches Kaleidoskop

BucherVerlag, Hohenems 2017, 280 Seiten

ISBN 978-3-99018-426-4

Sagen wir es lieber gleich: Günther J. Wolf ist kein nüchterner Analyst. Wie es der Titel – der auf eine selbst verfasste, seit 45 Jahren erscheinende Kolumne im «Bludener Anzeiger» zurückgeht – andeutet, geht es um zumeist zwar öffentlich Gewordenes, aber letztlich um Interna, ganz wörtlich: um die innere Substanz. Wohl, der Autor trägt zu seinen Inhalten viele Informationen zusammen, vorzugsweise zu den auf Bludenz und seinen Umkreis beschränkten, örtlich bekannten Personen. Aber für ihn sind diese ausgewählten «Nachrichten» zum einen beispielhaft – Niemand soll sich hier unerwähnt fühlen, heißt es ausdrücklich – und zugleich Inhalte für Bewertung, also eine persönliche Sicht, was Anhaltspunkte bedeutet für ein Nachdenken über das Dasein, generell und individuell das eigene. Bei aller dadurch gegebenen Emotionalität, welche Wolf ausdrücklich nicht ausschlägt, bewahrt er sich gleichwohl ein kritisches Bewusstsein, das – vom jahrzehntelangen Journalisten korrekt eingesetzt – Fakten und Zugaben zu trennen weiß. Dadurch entsteht ein Blick hinter die Kulissen, zwischen die Zeilen, Vordergründiges und allzu gerne Kolportiertes wird hinterfragt, fürs Publikum montierte Fassaden erweisen sich als Schein. Umgekehrt entsteht das Bild von Persönlichkeiten, die im Leben, in ihrem und in der Gesellschaft, wurzeln. Letztere wird ausdrücklich als alemannisch charakterisiert, nicht zuletzt mit dem mehrfachen Zitatzusatz *So simm'r halt* (Zitat Leonie Neyer). Was zum einen, negativ, Neid und Missgunst beinhalten kann, andererseits aber ebenso, durchaus kraftvoll, Schaffensfreude im umtuig sein und eine der Gegenwart zugewandte Haltung bedeutet. Bludenz ist da offensichtlich nicht ausgenommen, nimmt aber als die ausersehene Bühne und zusätzlich im Betonen eines hier noch vorhandenen bewussten Miteinanders naturgemäß einen besonderen Platz ein, sei es als sinngebender Ort, sei es in der Beziehung zum Ländle (Vorarlberg) und zur weiteren Umgebung.

Bei allem, auch etwas schrulligen, Humor – Er macht insofern frei, dass ich Dinge schreiben kann wie ich will heißt es an einer anderen Stelle – bleibt ein vielleicht weniger pessimistischer als fatalistischer Unterton nicht zu überhören: So ist's nun mal, denn das Leben kann eben (auch) hundsgemein sein. Wolf bezeichnet seine Ausführungen zum einen als Kaleidoskop, zum anderen als Spuren-Suche. Das geht nicht, kann wohl auch nicht linear ablaufen. Spontan durch Orte und/oder Menschen her-

vorgerufene Erinnerungen und ihre schriftliche Darstellung gehen zeitweise in einer Art von Kreisen vor sich; Wolf ist da vor Wiederholungen nicht gefeit – in diesem Fall nicht unbedingt störend, weil eben ein Teil des buchstäblichen Diskurses.

Bei der vom Autor vorgenommenen Auswahl stehen die Sehenswürdigkeiten der kleinen Stadt nicht im Vordergrund: Sie bilden, wie etwa die Altstadtgassen mit den Lauben und namentlich der Garten des Schlosses Gayenhofen, die – allerdings alles andere als unwichtige – Folie für Wolf, den Promeneur, Verweiler, Beobachter im luaga und losna (bei ihm de facto genauer: [hin]schauen und [zu] hören) und Causeur vornehmlich in gehobenen Cafés und Gaststätten.

In Bludenz und der Region gilt er – logischerweise, möchte man sagen – durchaus als Grandseigneur oder als Sir und blieb, wie es das Buch nachweist, zugleich bodenständig ja, richtig wenn nicht politisch verstanden, heimattreu. Zwar handelt Wolf vor allem von den Mitgliedern der, wie man es einst ausdrückte, Societät, aber er ist sich dennoch zugleich der Bedeutung der (früheren «roten») Eisenbahnerstadt am Beginn der Westrampe der Arlbergbahn sehr bewusst.

Für einen ebenso weitläufigen wie gezielten tour d'horizon ist der Autor dank seiner Kennerschaft hervorragend geeignet. Nicht nur beobachtete er über Jahrzehnte die Szenerie in der Region höchst aufmerksam: kundig als dem Ort eng verbundener Bürger und als aufmerksam kommentierender Chefredakteur des «Bludener Anzeigers», zugleich welterfahren und -gewandt auf der Basis vorangegangener Stationen in der Ostschweiz und Liechtenstein sowie zahlreicher Einsätze auf unserem Globus. Zudem handelte er vielseitig unabhängig des Journalistenberufs, was – auch und stellenweise prominent – einige Thematiken im Buch generiert. Wolf erforschte gründlich die Aufenthalte Ernest Hemingways im sich nordöstlich Bludenz' öffnenden Montafon (und reiste, fasziniert, sozusagen diesem nach Afrika nach), hier nun fokussiert auf die Reaktionen der Mitwelt auf dessen Arbeit. Weiters amtierte Wolf als Kultur-Manager: als (Mit-)Begründer der Bludener Literaturtage (1978), des Kurzfilm-Festivals Alpinalpe (1980, in Nenzing), des Literaturkreises Klopffzeichen (1998, in Lorüns). Wobei das Literarische ihn unmittelbar selber betraf und je länger desto intensiver festhielt, tat er sich doch als Schriftsteller hervor: stets mit dem Bezug zu Bludenz, der, wenn nicht expressis verbis erwähnt, doch gleichsam stets subkutan durchschimmert. In diesem Sinn entstanden gewissermaßen Vorstufen zum vorliegenden, bislang letzten Band; zu nennen wären: Malefiz, ein persönliches Erinnerungsbuch, mehr noch Lebensbericht (s. Lit. Öst. 2014/1); Weibergeschichten, Wo die Sinne parken (Über ein Café in Schruns); daneben schrieb der Autor Kurzgeschichten in Anthologien, etwa im «Literamus», dort vertreten zudem mit Gedichten.

Unter uns gesagt: Das bedeutet nicht den Plauderton am Kamin, nicht allein Hinweise auf Erlebtes und Erfasstes. Vielmehr werden die äußeren Anlässe und insbesondere die dargestellten Menschen bei Wolf stets zum Anlass meditativer Gedanken über das Dasein, seine Entwicklung, seine Kehrtwendungen. Zu dem, was es, dieses stets unberechenbar verlaufende Leben dem Autor zuspielt(e), ja zutraut(e), hält der Autor seine persönlichen Reaktionen nicht zurück und wir erfahren, wie er es buchstäblich erlebt(e) und meistert(e). Darin enthalten sind nach Jahrzehnten des Schreibens als Gesellschaftskolumnist, als Berichterstatter, als literarischer Autor eine Reihe von bedenkenswerten Gedanken zur Presse, im engeren wie im übertragenen Sinn: resultierend in der Forderung, niemals die Würde der Menschen anzutasten.

Die Kapitel begleiten Fotografien, die gerade im Schwarz-Weiß-Druck weitere Einsichten zum Berichteten erlauben.

Bei der Fülle der Personen und Persönlichkeiten, die im Buch erwähnt werden, wäre allerdings ein Namensverzeichnis wenigstens derjenigen, die etwas ausführlicher geschildert werden, nicht nur von Vorteil, sondern von erheblichem Interesse: Ist es doch ganz erstaunlich, wer alles mit einem gewissen Rang und Namen dort (zeitweise) lebte oder zumindest vorbeikam: von Autoren wie Hemingway und Golo Mann über Künstler wie Rudolf Hausner bis zu den politischen Köpfen der Republik, darunter Kreisky, Waldheim, Klestil ... Dazu eine Anmerkung am Rande: Christine Nyiràdy, Mitglied des OeSV, kommt nicht nur als «starke Frau» und Künstlerin in ihrer Bludener Zeit zu Gehör, sondern sogar prominent als eine Art Muse auf der rückwärtigen Coverseite zu Wort ...

Martin Stankowski

Günther Zäuner

Krimi auf Rädern

Vom Leben und Überleben als Krimiautorin

Film, ein Doku-Road-Movie

Krimi-Filmemacherei Greifensten, Grießer, Saladin GbR, 2017

In dieser Rezension wird kein Buch besprochen, sondern eine DVD: Drei Krimiautorinnen, Barbara Saladin aus der Schweiz, Anne Grießer und Gina Greifenstein aus Deutschland, sind auf Lesereise, und geben Einblick in ihre Werk-

statt. Günther Zäuner, der selbst vom Fach ist, betätigt sich dieses Mal einfühlsam als Filmemacher und begleitet die drei Kolleginnen mit der Kamera durch Baden-Württemberg.

Die drei Schriftstellerinnen scheinen einander gut zu kennen, es ist vielleicht nicht ihre erste gemeinsame Unternehmung. Die Reise beginnt in der schönen, alten Stadt Würzburg und führt durch mehrere Orte. So wird ein Eindruck von den Bedingungen geboten, unter denen die drei Damen „on the road“ sind. Zur Ergänzung des Gesamtbildes geben sie in Interviews Auskunft über ihren Werdegang und ihre Lebensbedingungen, wenn sie nicht gerade gemeinsam mit Krimilesungen unterwegs sind. Dabei werden verschiedene Fragen aufgeworfen, so auch die, ob man vom Krimischreiben leben kann. Man kann davon nur ausnahmsweise leben, in unserem Fall greifen alle drei Autorinnen noch auf andere Einkunfts-möglichkeiten zurück. So schreibt Gina Greifenstein auch Kochbücher, die sich sehr gut verkaufen Zur Arbeit gehört die Bereitschaft, viel zu recherchieren, sagt sie. Es sei auch wichtig, sich über die Arbeit anderer Autoren zu informieren und sich für sein Thema zu begeistern.

Beim Krimi komme es sehr auf den Aufbau an, die Spannung muss stets gehalten werden, sagt Anne Grießer. Bestsellerlisten verstärken die Nachfrage, sind aber nicht unbedingt ein Qualitätskriterium, meint Barbara Saladin, sondern die verlagsinterne Entscheidung, manche Autoren besonders hervor zu heben. Die Literaturszene sei schnelllebig geworden und auf Profit aus.

Die Reise geht weiter nach Rothenburg an der Tauber. Die Autorinnen besuchen dort das Kriminalmuseum. Krimiautoren haben weniger Spaß am Verbrechen als man glauben sollte, so Barbara Saladin, eher im Gegenteil, Spannung zu erzeugen und die Motivation für das Verbrechen interessiert den Autor in der Regel mehr, als das Verbrechen selbst.

Nächste Station, ist Walldürn, von wo Anne Grießer stammt. Anne Grießer lebt nun mit ihrer Familie in Freiburg im Breisgau, kehrt aber für diese Lesung wieder in ihren Heimatort zurück. Neben ihrer Tätigkeit als Krimiautorin betätigt sie sich auch als Schauspielerin und Erlebnisführerin in einer Brauerei. Sie wollte schon in ihrer frühen Jugend immer Schriftstellerin werden, ein Wunsch, den sie mit den anderen Autorinnen gemeinsam hat. Alle drei waren schon sehr früh entschlossen, sich dem Schreiben zu widmen.

Bei dieser Gelegenheit werden auch die Buchhändler in der örtlichen Buchhandlung interviewt. Die Buchhandlungen haben durch die Buchpreisbindung gegenüber den großen Ketten gute Chancen, an e-books verdient der Buchhänd-

ler weniger als an den gebundenen Büchern, sind zwei wesentliche Aussagen.

Bei der Lesung im ehemaligen Schlachthof von Walldürn machen die Autorinnen alles in Eigenregie, und werden für ihre gute Arbeit durch große Aufmerksamkeit des Publikums belohnt. Es kommt zu herzlichen Begegnungen zwischen den Autorinnen und ihren Lesern, und eine interessierte, heitere Atmosphäre entsteht.

Barbara Saladin, aus Thürn, Kanton Basel/Landschaft, ist Journalistin im Sachbuchbereich und freie Texterin. Aus Liebe zum Film arbeitet sie auch gelegentlich in einem Kino als Filmvorführerin. Sie sagt, sie arbeite nach dem KIS-Prinzip, Kohle, Image, Spass, fielen zwei der Kriterien weg, lohne sich die Arbeit nicht.

Gina Greifenstein, die Dritte im Bunde, ist ausgebildete Hauswirtschafterin und verfasst, wie schon erwähnt, Koch- und Backbücher, die sich sehr erfolgreich verkaufen. Sie schreibt aber auch Kinderbücher. Als Krimiautorin bevorzugt sie humorvolle Krimis. Alle drei Autorinnen neigen zu einer eher ironischen Schreibweise und lehnen den blutrünstigen Krimi ab.

Frauen, so die Aussage, neigen eher dazu psychologische Krimis zu schreiben, Männer bevorzugen mehr Krimis, in denen Gewalt eine größere Rolle spielt. Barbara Saladin meint, sie möchte mit ihren Krimis unterhalten und das Publikum an andere Orte und in andere Begebenheiten entführen. Es interessiert sie, was ein Mensch in einer Ausnahmesituation macht, wie Leute denken, die in ein Verbrechen involviert werden. Gina Greifenstein meint dazu, es interessiere sie, wie ein Mensch in ausweglose Situationen gerät. Die Motivation, Krimis zu schreiben, erweist sich als sehr vielfältig.

Abschließend ist noch Janet Clark, die Präsidentin der „Mörderischen Schwestern“, welche den Frauenkrimi zu fördern bemüht ist, zu sehen. Sie spricht über Publikationsbedingungen und Förderungsmaßnahmen für Krimiautorinnen. Die „Mörderischen Schwestern“ vergeben Stipendien für jüngere Autorinnen, nehmen aber auch ältere auf, die damit beginnen wollen, Krimis zu schreiben. Arrivierte Schriftstellerinnen betreuen junge Autorinnen oder Anfängerinnen. „Ladies Crimenights“, ist eine dafür geschaffene Aufttrittsreihe, und auch spezielle Preise werden als Anreiz vergeben, so die „Goldene Auguste“ die alle drei Jahre verliehen wird.

Frauen, die sich zum Schreiben von Krimis berufen fühlen, können also durchaus mit Interesse und fachlicher Hilfe rechnen. Voraussetzung dafür ist die Bereitschaft, sich diesem Genre mit Hingabe widmen zu wollen und sich von dennoch auftretenden Schwierigkeiten nicht entmutigen zu lassen.

Bernhard Heinrich

Jahrestage

So wie auf der OESV-Website www.oesv.or.at auf der Startseite werden auch in den Heften „Literarisches Österreich“ Beiträge zu Gedenktagen aus Literatur und auch darüber hinaus reichenden Fachgebieten präsentiert.

Es ist eine Auswahl, die, wie so oft, äußeren Sachzwängen unterliegt. In diesem Heft umfasst das Gedenken Persönlichkeiten aus Literatur im engeren und weiteren Sinne, deren Jahrestage in das erste Halbjahr fallen.

Friedrich Hölderlin (1770 – 1843)

Was aber bleibt, stiften die Dichter

Allein ein Abriss der Positionen zu «Wahnsinn oder nicht» von Germanisten, Psychologen, Mediziner, Psychiater füllte mehr wie den hier möglichen Textumfang. Basis aller Schlussfolgerungen sind naturgemäß die Beobachtungen von Zeitgenossen, allemal in damaliger Diktion, die sprachlich übersetzt und zudem aus der Sicht des jeweiligen Verfassers interpretiert werden müssen ... Es erscheint eher lohnend, sich aus dem Streit heraus und die Lebensstationen H.s vor Augen zu halten. Es tut sich nach dem unbefriedigenden Besuch der theologischen Seminare in Maulbronn und Tübingen für 1½ Jahrzehnte eine unstedt rastlose Existenz auf, in der vieles gesehen, versucht und durchlaufen wird. Wobei er im gedrängten Dasein ab 1796 eine Art sinnlicher Kontinuität in seiner erwiderten Liebe zur Frankfurter Bankiersgattin Susette Gontard erhält. Die Beziehung zu «Diotima» wird, ohne eigentliche Bereinigung, äußerlich abgebrochen wie ebenso faktisch seine zahlreichen kurzatmigen Stellungen als Studiosus und Hauslehrer, darunter zwei Auslandsaufenthalte. Von Bordeaux kommt er 1802 verändert ja verstört zurück, die äußere konfuse Erscheinung offenbar Spiegel des aufgewühlten Inneren. Von diesem ersten Schub erholt er sich noch einmal, arbeitet höchst intensiv, um dann einen immer verwirrteren Eindruck zu hinterlassen, der zur medizinischen Behandlung in Tübingen und ab 1807 zum Dasein «im Turm» führt: Keineswegs weggesperrt, gepflegt von der Schreinerfamilie Zimmer, mit geregelter Tagesablauf, mit Phasen der Ruhe wohl ebenso Resignation, die von Ausbrüchen (aus Unverstanden-Sein?) auch Besuchen (bei denen er sich äußerst devot gibt) unterbrochen werden – und bei weiterlebender Kreativität mit einen schlichteren Ton in Rhythmus und Klang

suchenden Gedichten: Es mag sein, dass er in dieser Empfindung jenes Reine erlebte, das er zuvor als eine Art absoluter Sprache suchte.

Stellen wir dem das «überall» abgebildete Brustbild des rund 30jährigen gegenüber: eine hohe zurückfliehende Stirn, weiche ausdrucksstarke Lippen unter schmaler geradliniger Nase und bemerkenswerte von innen heraus beobachtende Augen. (Die wesentlichen Grundzüge sind ebenso erkennbar in Bilddokumenten anderer Altersstufen.) In einem Gedicht scheint Hölderlin eben diese Haltung mit heilignüchtern zu beschreiben. Kulturell äußerst wach, nimmt er bis 1803 intensiven Anteil am zeitgenössischen Geschehen, das, zumal im deutschen Südwesten, von enormen politisch-gesellschaftlichen Umbrüchen durch den unmittelbar wirksamen Nachhall der Französischen Revolution gekennzeichnet ist. Die von ihm verspürte soziale Herausforderung (deren Wirksamkeit in seinem Leben ebenfalls kontrovers diskutiert wird) führt aber offenbar nicht zu größeren Handlungs-Aktivitäten. Es dürfte zugleich aus eigener Anschauung getextet sein: Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid / Tatenarm und gedankenvoll.

Man bräuchte also eigentlich nicht «groß» zu mutmaßen, sondern sollte ihn selbst zu Wort kommen lassen. Hierher gehören, weit weniger als die Lyrik bekannt, unbedingt die «theoretischen» Texte, die von einem tiefen Nachdenken über seine, über des Dichters Stellung erfüllt sind. Wenn das Sein die Verbindung des Subjekts und Objekts aus[drückt], ist das Urteil im höchsten und strengsten Sinne die ursprüngliche Trennung des in der intellektualen Anschauung innigst vereinigten Objekts und Subjekts, [...] die Ur=Teilung. Daraus folgt konsequent die Verfahrensweise des poetischen Geistes: Setze dich mit freier Wahl in harmonische Entgegensetzung mit einer äußeren Sphäre, so wie du in dir selber in harmonischer Entgegensetzung bist, von Natur, aber unerkennbarerweise, solange du in dir selbst bleibst [...]. Der nächste Schritt, nun in der Lyrik vollzogen, ist die Verbindung eines vollständigen Bogens: Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste, / Hohe Jugend versteht, wer in die Welt geblickt, / Und es neigen die Weisen / Oft am Ende zu Schönem sich. In und aus diesem Bund des Geistes entsteht ein außerordentlich hoher Anspruch an sich und die Welt im gesamten Lebenslauf: [...] denn nie, sterblichen Meistern gleich, / Habt ihr Himmlischen, ihr Al-leserhaltenden, / Daß ich wüßte, mit Vorsicht / Mich des ebenen Pfads geführt. // Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen, / Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern', / Und verstehe die Freiheit, / Aufzubrechen, wohin er will.

Die Bewältigung erfolgt durch die Sprache: Wird nicht alle Beurteilung der Sprache sich darauf reduzieren, [...] ob sie die Sprache einer echten schön be-

schriebenen Empfindung sei? So wie die Erkenntnis die Sprache ahndet, so erinnert sich die Sprache der Erkenntnis. Darin ist die Poesie erfasst: Hölderlin handelt selbst Über den Unterschied der Dichtarten, bei denen als Seiten die lyrische, epische, tragische Gattung zu unterscheiden sind. Dem schließt sich unmittelbar die in der Sprache ausgedrückte Haltung an mit der Differenz von naivem Gedicht vermittelt der Phantasie und energischem vermittelt der Empfindung. Es folgen die Partien und die Mischung der Dichtarten (namentlich im Wechsel der Töne als Farben, Stimmungen): Denn wenn schon die Vollendung von allen ein vermischter Ausdruck von allen ist, so ist doch eine der drei Seiten in jedem die hervorstechendste. Demgegenüber ist nicht bekannt geworden, in welcher Weise Hölderlin für sich die metrischen Möglichkeiten und die Typen wie Ode oder Hymne – Bezeichnungen, mit denen er zahlreiche Gedichte versieht – bewertet. Auch zu den von ihm üppig genutzten Andeutungen und Metaphern äußert er sich nicht im Allgemeinen. Und vermag er auch wahrhaft aus dem Vollen zu schöpfen, handelt er zugleich als ein strenger Stilist, der wohl zu kalkulieren weiß (was er wohl «vernünftig handeln» genannt hätte). Von dieser Warte aus mag sich seine intensive Beschäftigung mit der griechischen Antike, die von der Anteilnahme am Befreiungskampf bis zur Nachdichtung von Sophokles reicht, ebenso ihren Platz finden wie seine Bekanntschaft mit Schiller und nachfolgend mit Schelling und Hegel.

Es bleibt viel Raum für Interpretationen aus ganz verschiedenen Blickwinkeln. Eine Perspektive ist, um zum Anfang des Beitrags zurückzukommen, die Beachtung zahlreicher gleichzeitiger Künstlerviten aller Kunstgattungen, in denen sich ein verwandtes «Schicksal» manifestiert, weil sich der kreative Entwurf zwischen geistvoll aufgeklärter Vernunft und seelisch empfundener Weltsicht nicht in die unruhigen, das Selbst erschütternden Lebenswirklichkeiten einordnen lässt .

Martin Stankowski

Adalbert Stifter (1805 – 1868)

Selbst heute, 150 Jahre nach seinem Tod, in dieser unruhigen schnelllebigen Zeit, wird Adalbert Stifter als der größte Erzähler Österreichs bezeichnet und gehört, wie nur wenige Österreicher, zur Weltliteratur. Sein Lebenswerk steht weiterhin an der Spitze unserer heimischen Literatur. Zunächst der Romantik ver-

pflichtet, wandte er sich später klassischen Idealen zu. Stifter verehrt Goethe trotz geringer Übereinstimmung im Denken und in der Lebenssicht.

Die Kunst der Naturbeschreibung kann als wichtigster Anknüpfungspunkt zu Stifters Leben gesehen werden. Werk und Leben bedingen einander durchaus nachvollziehbar und ermöglichen zusammen ein tieferes Verständnis der Texte. Die Zeit von Stifters ersten Veröffentlichungen fällt in seine Wiener Jahre 1826–1848. In diesen ca. 13 Jahren war er ein bestens integrierter Wiener, gut bekannt bis in höchste Kreise. Es ist die Zeit des Biedermeier (1815–1850). Stifter war jedoch weit mehr als ein Biedermeier-Dichter; sprachlich, bildnerisch und musikalisch hoch begabt und gebildet, mit sozialem und politischem Wissen und mit vielen Problemen bestens vertraut, gilt er als Publizist und Schriftsteller von höchstem Rang.

Adalbert (eigentlich Albert) Stifter, am 23. Okt. 1805 in Oberplan im südlichen Böhmerwald geboren, ist der älteste von 5 Geschwistern. Der Vater, ein Leinenweber, stirbt 1817 unter einem umgekippten Leinenwagen. Die Großeltern übernehmen den Betrieb und erziehen die Kinder. Albert arbeitet bis zu seinem 13. Jahr mit Pflug und Egge Sense und Sichel. Der Großvater erkennt jedoch seine Talente und bringt ihn 1818 in die Lateinschule im Stift Kremsmünster. Die Mutter heiratet wieder, zum Stiefvater gestaltet sich das Verhältnis eher kritisch. Ab 1822 studiert Stifter in Humanitätsklassen, ab 1824 Philosophie sowie alte und neue Sprachen. Erste dichterische Versuche im Volksschulalter (hauptsächlich Gewitterbeschreibungen) setzt der Knabe fort; es folgt ein Malunterricht in Aquarell und Öl. 1826 schließt Stifter das Gymnasium mit bestem Zeugnis ab. Ab 1826 folgt das Universitätsstudium in Wien: Jura, Mathematik, Physik, Astronomie, Geschichte und Staatswissenschaften, ebenfalls mit bestem Erfolg. Der Lebensunterhalt wird durch Privatunterricht in Physik und Mathematik bestritten. 22jährig verliebt sich Stifter in die 19jährige Fanny Greipl aus Friedberg, deren wohlhabender Vater ihm Hauslehrerstellen in Wien vermittelt. Für Fanny entsteht Liebeslyrik, veröffentlicht unter dem Pseudonym Ostade. Stifter liest viel, u. a. Heine und Jean Paul und wird Wiener Bohemien. Nach glänzendem Abschluss des Studiums bewirbt er sich vergeblich um eine Lehrmöglichkeit für Physik an der Universität Prag. Auch am Lyzeum in Linz winkt dem Dichter kein Glück. Fannys Familie lehnt ihn als Schwiegersohn wegen Existenzsorgen ab. In Wien lernt Stifter die attraktive Putzmacherin Amalie Mohaupt, Tochter eines armen Soldaten kennen, heiratet sie 1837 und schreibt Fanny, dass sein Motiv nur Trotz und Kränkung gewesen sei. Fanny heiratet daraufhin einen Bessergestellten. Stif-

ter lebt als freier Künstler in Wien, schreibt, malt und verdient sein Brot als Hauslehrer in den Adelsfamilien Schwarzenberg und Metternich, ist überall beliebt und schließt viele Freundschaften. Als Fanny aus Friedberg im Kindbett stirbt trifft das Stifter sehr. Amalie ist ihm eine gute Hausfrau mit wenig geistigen Interessen. Sie liest seine Werke nicht und bleibt kinderlos (was der Forschung nach nicht stimmt). Später gibt es ein Adoptivkind aus der Verwandtschaft und große Sorgen. Auch finanzielle, trotz einer kleineren Wohnung in der Rotenturmstraße.

Erst ab 1840 veröffentlicht Stifter 35-jährig seine bisherigen Erzählungen, die er später unter dem Titel „Studien“ zusammenfasst; darunter „Der Hochwald“, eines seiner meistgelesenen Werke. Ein Antikriegsbuch, das die Ereignisse während des 30-jährigen Krieges beschreibt. Stifter wird rasch bekannt und widmet sich intensiv der Landschaftsmalerei, wenn auch glücklos. Die Konkurrenz ist zu groß. Rückblicke und Aufarbeitung von Biographischem gibt es in der frühen Fassung der „Mappe meines Urgroßvaters“, die 1847 entsteht und in vier Fassungen existiert.

Weniger bekannt ist Stifter als Herausgeber einer Anthologie. Seine eigenen besonderen Beiträge sind Beschreibungen außergewöhnlicher Ereignisse in Wien, z. B. die „Sonnenfinsternis“ 1842. Stifter führt durch Wiener Gassen und Vorstädte. Inhaltlich interessant sind seine Wien-Betrachtungen vom Stephansturm aus und in den Katakomben. Als Naturwissenschaftler gehört seine Liebe aber der „Sonnenfinsternis“. Dreizehn seiner wichtigsten Jahre hat Stifter in Wien verlebt, zuletzt als sehr angesehener Mathematik- und Physiklehrer. Nach der Revolution wird er 1850 zum Inspektor der oberösterreichischen Volksschulen in Linz ernannt. Vorher schon hat er sich dort niedergelassen, erhält den Titel Schulrat und reist in Oberösterreich von Schule zu Schule. Meist bleibt er länger aus, quartiert sich irgendwo ein und schreibt. In Linz entsteht die Novellensammlung „Bunte Steine“ (1853), das Prosawerk „Der Nachsommer“ (1857, dreiteiliger Roman) und der ebenfalls umfangreiche dreiteilige Roman „Witiko“ (1865–1867).

Zahlreiche berufliche Reisen verschaffen dem Dichter die Ruhe, die er zum Schreiben braucht. Seine Frau lässt er manchmal nachkommen, oder er schreibt ihr besorgte Briefe. Auf diese Weise lebt er nicht sehr gesund, leidet unter Depressionen und erkrankt an Leberzirrhose. Angeblich wegen dieser, aber vielleicht aus auch anderen privaten Gründen nimmt er sich 1868 in Linz das Leben. Sein Gesamtwerk erscheint 1901–1972 in 25 Bänden.

Zu tieferem Textverständnis verhelfen uns Aussagen von Thomas Mann in „Entstehung des Doktor Faustus“: „Außerdem beschäftigte Adalbert Stifter mich

wieder einmal aufs angelegentlichste. Ich las seinen ‚Hagestolz‘ wieder, den ‚Abdias‘, den ‚Kalkstein‘, den ich unbeschreiblich eigenartig und von stiller Gewaltigkeit (Ausspruch des Künstlers Janssen) fand, und solche erstaunlichen Dinge...“. Und an anderer Stelle: „Man hat oft den Gegensatz hervorgekehrt zwischen Stifters blutig-selbstmörderischem Ende und der edlen Sanftmut seines Dichtertums. Seltener ist beobachtet worden, dass hinter der stillen, innigen Genauigkeit gerade seiner Naturbetrachtung eine Neigung zum Exzessiven, Elementar-Katastrophen, Pathologischen wirksam ist, wie sie etwa in der unvergesslichen Schilderung des gewaltigen Dauer-Schneefalls ‚im Bayrischen Wald‘, beschrieben wird, oder in der berühmten Dürre im ‚Heidedorf‘ zum Ausdruck kommt. Das Unheimliche bei Stifter dominiert auch in anderen Erzählungen.“ Und wieder lesen wir bei Thomas Mann: „Stifter ist einer der merkwürdigsten, hintergründigsten, heimlich kühnsten und wunderlich packendsten Erzähler der Weltliteratur, kritisch viel zu wenig ergründet.“ In Thomas Manns Tagebüchern und Notizen gibt es nicht nur Lob für des Dichters Werk, sondern auch eine Leseanleitung, nach der überall nach Vorder- und Hintergründen gefragt werden muss, um ihn zu verstehen und entsprechend zu würdigen.

Rosemarie Schulak

Frank Wedekind (1864 – 1918)

Am 8. März 2018 jährt sich der Todestag Frank Wedekinds zum 100. Mal. Zur Generation Arthur Schnitzlers und Gerhart Hauptmanns gehörend, war er einer der meistgespielten Dramatiker seiner Epoche. Eine der neuesten Biographien Wedekinds, von seinem Enkel Anatol Regnier verfasst und 2008 erschienen, trägt den Untertitel „Eine Männertragödie“. Worin diese Tragödie als Mann bestanden haben soll, wird im Buch nicht ganz klar. Wedekind war nach Begriffen seiner Zeit ein Erotomane, der die Frauen geliebt und verehrt hat. Davon zeugt schon seine frühe Lyrik, die in ihrer Dynamik und ihrem Witz an Heine erinnert.

Wedekinds Vater hat während des Goldrausches in San Francisco durch Grundstücksspekulation ein Vermögen erworben und seine Kinder aus Protest gegen die Bismarcksche Reichsgründung im Aargau erziehen lassen. Die Stadt, die am engsten mit dem dichtenden Sohn verbunden bleibt, ist jedoch München, wo er, als sie zu einem Epizentrum der künstlerischen Moderne wurde, Teil der

Schwabinger Boheme um Gräfin Franziska zu Raventlow bildete. Ab 1896 lebte er dort, wo Wedekind zu den Gründungsmitgliedern der Satirezeitschrift *Simplicissimus* zählte. Wegen eines Spottgedichts über Kaiser Wilhelms Besuch in Palästina wurde er der Majestätsbeleidigung angeklagt und floh nach Paris. Im Jahre 1899 kehrte er nach Deutschland zurück und wurde verhaftet, aber nach sechs Monaten begnadigt. In den Schauspielerkreisen lernte er Tilly Newes kennen, die viele seiner Hauptrollen spielen und auch die Mutter seiner beiden Töchter, Pamela und Kadidja, werden sollte.

Ein hauptsächliches Anliegen war Wedekind die sexuelle Aufklärung der Jugend sowie ein natürlicherer, ungezwungenerer Umgang mit der menschlichen Sexualität. Diesem Grundgedanken liegen auch die „Lulu-Dramen“ zugrunde, insbesondere *Frühlings Erwachen*, das er ausdrücklich als Kindertragödie betitelt hat. Wendla, die Protagonistin, geht vierzehnjährig an einer Schwangerschaft zugrunde, auch deshalb, weil ihre Mutter ihr trotz wiederholter Anfrage die Risiken im Umgang mit dem anderen Geschlecht partout verschwiegen hat.

Zu den beiden anderen Stücken, die zu den bekanntesten des Autors gehören, *Erdegeist* und *Die Büchse der Pandora*, hat Wedekind geschrieben, er habe in Lulu versucht, „ein Prachtexemplar von Weib zu zeichnen, wie es entsteht, wenn ein von der Natur reich begabtes Geschöpf [...] in einer Umgebung von Männern, denen es an Mutterwitz weit überlegen ist, zu schrankenloser Entfaltung gelangt.“ (*Vom Elend und Sterben der deutschen Schauspielkunst* – Albert Steinrück) Ist sie im ersten Drama noch die Überlegene, die alle in ihren Bann zieht und ein selbsterfülltes Leben führt, ohne sich zu binden, wird sie im Zweiten gezwungen, sich zu prostituieren, um sich und ihre Begleiter zu ernähren, und endet schließlich als Opfer *Jack the Rippers*. Der Ruf zu Selbstverwirklichung und Emanzipation im *Erdegeist* führt zu den fatalen Konsequenzen der menschlichen Triebgebundenheit in der *Pandora*, wenngleich der Autor in diesem Stück auch auf die Sprengung gesellschaftlicher Konventionen sowie sexueller Tabus seiner Zeit abzielt.

Wedekind war vorwiegend Lyriker und Dramatiker, wenn er sich auch als Essayist und Kabarettist betätigt hat. Manche Aufsätze, etwa *Münchens Niedergang* als *Kunststadt*, sind durch seine Arbeit für den *Simplicissimus* geschult und zielen in erster Linie auf Unterhaltung ab. Aber es gibt auch Überlegungen zur Ästhetik, wie z.B. *Kunst und Sittlichkeit*

In anderer Hinsicht interessant ist *Vom deutschen Vaterlandsstolz*. Dieser Essay wirft ein differenziertes Licht auf einen patriotisch empfindenden Intellektuellen

während des Ersten Weltkriegs, der sich ernsthafte Gedanken zur Rolle Deutschlands in Europa macht, aber dabei zum Hurra-Patriotismus seinen Abstand wahrt. Wedekinds Positionierung in der geistigen Landschaft Deutschlands während des Ersten Weltkriegs ist wegen einiger nationalistischer Ausbrüche im ersten Kriegsjahr nach wie vor umstritten.

Die Pointen, die Dynamik von Wedekinds Gedichten entlocken auch dem zeitgenössischen Leser immer wieder ein Schmunzeln. Die präzisen Charakterzeichnungen seiner Dramen, insbesondere der Lulu, haben nichts an Schärfe eingebüßt. In der Literaturgeschichte ist er eher Provocateur als ein Klassiker. In seiner Kritik bürgerlicher Moral scheut Wedekind auch nicht davor zurück, auf sadomasochistische Motive zurückzugreifen. Angesichts seines fortlaufenden Plädoyers für ein natürliches Ausleben der Sexualität hätte sich Wedekind sicher in den 1960er Jahren wohl gefühlt. Ob das in Zeiten eines neuen Puritanismus noch der Fall wäre, da extreme Positionen jeden Aspekt von Liebe und Freude zwischen den Geschlechtern konsequent verleugnen – die für Wedekind so wichtig waren – ist eine andere Frage.

Max Haberich

Aus dem Kreise der Mitglieder

Jubiläen

Wir gratulieren herzlich

- zum 95. Geburtstag Herr KR Rudolf Pallamar
- zum 90. Geburtstag Herr Prof. Harry Königstedt
Frau Lida Winiewicz
- zum 85. Geburtstag Frau Dr. Elfriede Haslehner
Herr Emmerich Kolovic
Herr Matthias Mander
Frau Irene Neuwerth
Frau Dr. Rosemarie Schulak
- zum 80. Geburtstag Frau Frieda Hirsch
Herr Dr. Walter Ladisich
Herr Dr. Georg Potyka
Herr Adolf Ringer
Herr Prof. Dr. Gerald Szyszkowitz
- zum 75. Geburtstag Frau Univ. Prof. Dr. Etela Farkašová
Frau Maria Gornikiewicz
Frau Heide Heide
Herr Werner Helm
Frau Mag. Dorothea Macheiner
Herr Prof. Mag. Dr. h. c. Helmut Stefan Milletich
Herr Univ. Prof. Dr. Peter Weinberger
- zum 70. Geburtstag Frau Mag. Ingeborg Kraschl
Herr Otto Hans Ressler
Frau Mag. Veronika Seyr

Unsere besten Glückwünsche zu ihren besonderen Geburtstagen gelten gleichermaßen allen unseren Mitgliedern, die hier nicht ausdrücklich genannt werden wollen.

Auszeichnungen und Ehrungen

Wir gratulieren den Geehrten und freuen uns mit ihnen!

Mag. Dorothea Nürnberg

vertrat auf Einladung des Österreichischen Kulturforums New Delhi, Österreich bei der World Book Fair in New Delhi, die von 6.1. – 14.1.2018 stattfand. Gast war die Europäische Union. Thema der Messe: Klimawandel und Umwelt.

Erich Sedlak

wurde am 6. März das „Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Bundesland Niederösterreich“ von Frau Landeshauptfrau Mikl-Leitner verliehen.

Ilse Pauls

belegte am 26. März mit ihrem Gedicht „Die innere See“/“Le lac interieur“ bei einem französischen Wettbewerb, in der Kategorie freie Poesie, den 3. Platz.

Abschiede

Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder

Eleonore Zuzak

16. Oktober 1925 – 23. März 2018

Erich Sedlak

8. Jänner 1947 – 17. Mai 2018

Ernst David

3. Februar 1932 – 9. August 2018

Nachruf

Eleonore Zuzak

16.10. 1925 – 23. 3. 2018

Eleonore Zuzak ist hineingeboren in das Wien der Zwanziger Jahre, als zweites Kind ihrer Eltern, die wie viele damals, jeglichem nur denkbaren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Druck ausgesetzt waren. Mangel am Nötigen, räumliche Enge und das Nichtteilhabenkönnen an irgendeiner Form des besseren Lebens, waren die Bedingungen in ihrer Kindheit.

Statt Verzagtheit entstand in ihr aber Begeisterung für das Mögliche. Die Neugier auf alles, was sie umgab, die Freude am Lernen und an neuem Wissen und Können – ideale Voraussetzungen für ein Studium – mussten jedoch in der Kompensation des Ehrgeizes und des Pragmatischen verbleiben. Mit Fleiß, Disziplin und einer unbeirrbaren Zielstrebigkeit gelang ihr der berufliche Aufstieg von der Bürokräft bis zur Abteilungsleiterin in der Wiener Städtischen Versicherung, wo sie bis zur vorzeitigen Pensionierung im Jahre 1982 tätig war.

Mit literarischen Veröffentlichungen begann sie schon in den frühen Fünfziger Jahren. Es erschienen Gedichte und Kurzprosatexte in Zeitschriften, Anthologien und im Hörfunk. Und auch beim Schreiben trieb sie ein fachlicher Ehrgeiz an und ihre literarischen Ambitionen wurden anfangs im Autorenstudio der Wiener Urania und dann später durch eine Hamburger Schule des Schreibens gefördert.

Sie beschrieb ihr Sein und schrieb oft projizierend auf und für die Menschen, zu denen sie eine entweder drastisch spürbare oder auch nur unbewusste Verbindung empfand.

Klar, kompakt, erdig, aber nicht ohne gelegentliche melancholisch-flüchtige Sehnsucht, sind Eleonore Zuzaks Schreib- und Werkelemente dem Leben kraftvoll verbunden. Aus einem Kaleidoskop bunter Bruchstücke und Mosaiksteinen von Beobachtungen, Erlebnislasten und Erfahrungen, hat sie in Jahrzehnten teils lange Ungesagtes und Gedachtes in Formulierungen gebannt und zu einem literarischen Schatz anwachsen lassen.

In ihrer Wort- und Sprachschmiede verlöschte das kreative Feuer für die variierten literarischen Legierungen nie. Im Gegenteil, es wurde immer weiter genährt, durch eine Reihe von Preisen und Auszeichnungen.

Die zierliche, an Vitalität unübertroffene und stets alterslos wirkende Frau blieb immer wach und offen für neue Möglichkeiten, die in ihr lange zurückgedrängten Talente zu erproben. Interessiert aber bescheiden, nahm sie öfter beiläufig und ohne große Erwartungen an verschiedenen Wettbewerben teil und es war wie bei einem edlen, gerechten Zauber, sie gewann fast immer und meist die ersten Preise: Ihre ausgesandten Worte kamen eben vergoldet zurück.

Ob Hörspielpreise, Kinderbuchpreise, mehrfache Auszeichnungen für das Erfinden von Kinderspielen (Alle Neune, Hoppla Zwillinge, u.a.), ob der Theodor-Körner-Preis für Literatur, der 1. Preis in einem Haiku-Wettbewerb, oder der Leserpreis der Gesellschaft für Lyrikfreunde.

Es war all das sichtlich ein später Ausgleich für die frühen, dunklen Jahre.

Und es war kein Zufall, denn gerade Eleonore Zuzak war permanent angetrieben und bewegt vom Wunsch nach Harmonie und wo immer sie agierte, versuchte sie das Gemeinsame über das Trennende zu stellen.

Schließlich erhielt sie auch das Goldene Verdienstzeichen der Republik Österreich und das Goldene Verdienstzeichen des Landes Wien.

Sie war Mitglied in verschiedenen, namhaften Literaturvereinigungen, u.a. im P.E.N.-Club, im Österreichischen Schriftstellerverband, in der Gesellschaft der Lyrikfreunde und schließlich im Literaturkreis PODIUM.

Neben ihren, teilweise mehrfach aufgelegten, Lyrik- und Kurzprosaabänden, ihren Hörspielen und Ihrem Hörbuch: „Leih mir dein Ohr“ und zusätzlichen Vertonungen, hat Eleonore Zuzak zwölf Jahre hindurch, bis 2009, als Kassierin und Vorstandsmitglied – später Ehrenmitglied – des Österreichischen Schriftstellerverbandes, weit über die vorgesehene Funktion hinaus, den Verband betreut. Durch all die Jahre war sie für den Zusammenhalt und das Fortbestehen des Verbandes tätig. Sie pflegte die nötigen Kontakte zu allen unterstützenden Kräften, ob zu den existenzhaltenden Subventionsgebern oder zu den spendenbereiten Mitgliedern und sie verlor nie das wohltdosierte, wohlwollende Maß im allgemeinen Umgang. Sie warb viele neue Mitglieder, vergaß jedoch nie die benachteiligten, alten und kranken Mitglieder des Verbandes. Außerdem war es ihr auch ein Anliegen die Verbindung zwischen den einzelnen Literaturverbänden herzustellen und zu erhalten.

Ihre eigene literarische Tätigkeit stellte sie zugunsten der Mitglieder in den Hintergrund und fungierte als Herausgeberin von drei angesehenen Anthologien. Zudem organisierte sie auch noch zwei Literaturwettbewerbe im Rahmen des Verbandes. All das geschah zur nachhaltigen Förderung der Literatur, der Schreibenden und letztlich auch der Lesenden.

Wohl zu Recht kann dieser letzte aktive Lebensabschnitt als Schlussstein in der Lebensarchitektur Eleonore Zuzaks gesehen werden.

Auch wenn ihr aktives Wirken nun schon einige Jahre zurückliegt, wird sie den Mitgliedern des Verbandes und vielen Literaturinteressierten stets in Erinnerung bleiben.

Sidonia Gall

Aus dem Verbandsbüro

Vorstand des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes, einstimmig gewählt
in der ordentlichen Generalversammlung am 30.3. 2017

Vorsitzende:	Prof. Marianne GRUBER
1. stellv. Vorsitzender:	Mag. Ewald BARINGER
2. stellv. Vorsitzender:	Dr. Martin STANKOWSKI
Kassier:	Prof. Dr. Wolfgang GROISS
Stellv. Kassier:	Bernhard HEINRICH
Schriftführer:	Dr. Max HABERICH
Stellv. Schriftführer:	Mag. Klaus EBNER
1. Rechnungsprüferin:	Elfriede BRUCKMEIER
2. Rechnungsprüfer:	Rudolf KRAUS

Weitere Vorstandsmitglieder: Mag. Dr. Jacqueline GILLESPIE, Karin GAYER,
Liesbeth HADDAD-KIRCHL, Dr. Hilde LANGTHALER, Dr. Brigitte PIX-
NER, Dr. Rosemarie SCHULAK, Petra SELA

Wie bisher erhalten Sie Informationen und Einladungen zu Veranstaltungen per Post oder E-Mail. Achten Sie bitte darauf, dass dem OESV Ihre aktuellen Kontaktdaten vorliegen. Teilen Sie uns bitte bei Umzügen, neu angelegten E-Mailadressen oder Änderungen Ihrer Telefonnummer Ihre aktuellen Kontaktdaten mit, damit wir Sie auch weiterhin erreichen können.

Die OESV Homepage www.oesv.or.at wird regelmäßig aktualisiert. Geben Sie bitte Ihre Veranstaltungstermine und Neuerscheinungen dem OESV-Büro per E-Mail bekannt, damit diese auf die Website gestellt werden können.

Voraussichtliche Bürozeiten:

Montag, Dienstag	9:00 – 13:30 Uhr
Mittwoch	15:30 – 18:30 Uhr

Termine nach Vereinbarung per E-Mail.

Wir sind telefonisch erreichbar unter: Telefon und Fax +43 (0)1/586 41 51

Am schnellsten erreichen Sie uns über unsere E-Mail-Adresse office@oesv.or.at

Assistentin: Frau Ines Scholz, BA

Wer Interesse hat, eine eigene Homepage einzurichten und technische Unterstützung benötigt, möge sich mit unserem Web-Betreuer in Verbindung setzen: Harald Fuchs, Telefon 0676 43 22 155, Fax +43 720 738 655, Mail: h.fuchs@samIT.at, Web www.samIT.at. Die etwaigen Kosten sind verhandelbar und erschwinglich.

Impressum

Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes
ZVR 295943463

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Österreichischer Schriftsteller/innenverband,
Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien
Telefon: 01/586 41 51
E-Mail: office@oesv.or.at, Web: www.oesv.or.at

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Marianne Gruber

Redaktion dieser Ausgabe: Dr. Max Haberich, Prof. Dr. Wolfgang Groiss,
Prof. Marianne Gruber, Dr. Martin Stankowski, Mitarbeit: Ines Scholz, BA

WIEN 
KULTUR 

**KULTUR
NIEDERÖSTERREICH**



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH